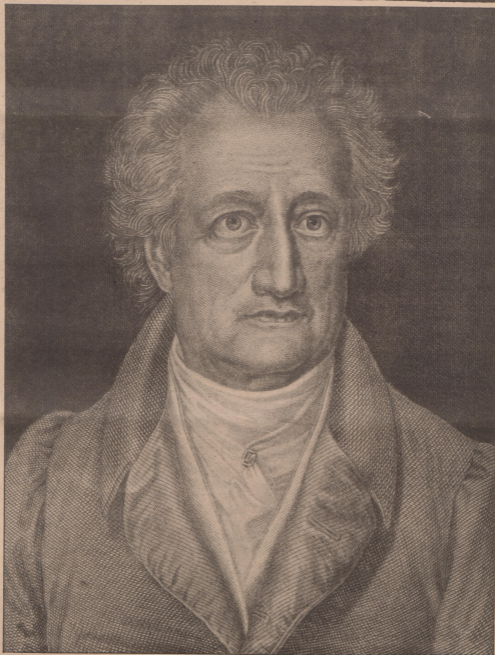


Jahrgang XII Nr. 6

2. Märzheft 1932
Einzelverkaufspreis: 30 Rpf.

Der Heimatsdienst



Goethe / Geboren am 28. August 1749, gestorben am 22. März 1832

Die Reichspräsidentenwahl / Vom ersten zum zweiten Wahlgang

Von Ministerialrat Dr. Georg Kaiserberg.

„Hindenburg muß siegen, weil Deutschland leben muß.“ Mit diesem Aufbruch Reichsanführer Dr. Brüning seine große Rede im Berliner Sportpalast am 11. März. Daß der Ruf des Reichsanführers schon am 15. März verwirklicht werden würde, war nach sorgfältig abgewogenen Berechnungen einigermaßen zu erwarten. Denn schließlich der Sieg Hindenburgs nicht schon im ersten Rennen erreicht wurde, so kam an dem Ausgang des zweiten Wahlganges kein Zweifel fein.

Das vorläufige Gesamtergebnis der Wahl am 15. März stellt sich wie folgt:

Duesenberg	2 358 815 Stimmen =	6,8 v. H.
Hindenburg	18 654 244 „	= 49,6 v. H.
Hilfer	11 541 119 „	= 50,1 v. H.
Wahlmann	4 982 870 „	= 15,2 v. H.
Winter	111 492 „	= 0,5 v. H.
Zerplittert	8 861 „	= 0,0 v. H.
Zusammen	37 657 199 Stimmen =	100,0 v. H.

Die absolute Mehrheit beträgt 18 828 600 Stimmen. Reichspräsident von Hindenburg fehlten also zur Erreichung der absoluten Mehrheit 174 556 Stimmen oder 0,4 v. H. aller abgegebenen gültigen Stimmen.

Die Kandidaten der Harzburger Front Duesenberg und Hilfer haben zusammen 15 899 932 Stimmen erhalten, bleiben also mit 4 254 512 Stimmen hinter Hindenburg zurück. Wenn dem Reichspräsidenten von Hindenburg im ersten Wahlgang nur wenig Stimmen an der absoluten Mehrheit gefehlt haben, so wird der Hauptgrund darin zu finden sein, daß die parteipolitisch eingestellten Kandidaten sich auf die ausgesagte aufgebauete und geleitete Organisation ihrer Parteien stützen konnten und damit einen erheblichen Vorsprung vor Reichspräsident von Hindenburg hatten. Denn die Hindenburg-Ausschüsse sind erst allmählich begründet worden, und die politischen Parteien, die die Hindenburg-Kandidatur unterstützen, haben sich meist auf Verjämmerungstätigkeit beschränkt, haben die Ausgabe von Werbematerial aber den Hindenburg-Ausschüssen überlassen.

Interessant sind einige Vergleichszahlen. Die Zahl der zerplitterten Stimmen ist erfreulicherweise fast zurückgegangen. Beim ersten Wahlgang 1925 wurden 25 761 zerplitterte Stimmen, beim zweiten Wahlgang 13 416 gezählt. Bei der Wahl am 13. März waren nur 8661 Stimmen zerplittert, abgesehen von der Kandidatur Winter, für die 111 492 Stimmen gezählt wurden. Die Zahlen der Wahl Hindenburgs im Jahre 1925 sind nicht vergleichbar mit der jetzt für ihn aufgetragenen Stimmenzahl. Immerhin ist interessant, daß Hindenburg jetzt 3 998 603 oder rund 4 Millionen Stimmen mehr auf sich vereint hat als am 26. April 1925.

Die Wahlbeteiligung war außergewöhnlich reger und hat alle bisherigen deutschen Wahlbeteiligungsziffern in den Schatten gestellt. Rechnet man mit 250 000 ungültigen Stimmen und rund 44 Millionen Stimmberechtigten, so ergibt sich eine Wahlbeteiligung von 86,2 v. H. (gegenüber 84,9 v. H. bei der Reichstagswahl 1912 und 85 v. H. bei der Wahl zur Nationalversammlung).

Die folgende Tabelle zeigt, welchen Stimmenüberschuß Hindenburg über die absolute Stimmenmehrheit in den 17 Wahlkreisen mit absoluter Mehrheit erreicht hat und wieviel Stimmen ihm an der absoluten Mehrheit in den übrigen 13 Wahlkreisen gefehlt haben. Am besten für Hindenburg hat demnach Niederbayern gesiegt. Am schlechtesten Merseburg. In den Wahlkreisen mit absoluter Hindenburg-Mehrheit gehören neben Hamburg, Oppeln, Dresden-Bauhen und Leipzig vor allem sämtliche bayerischen Wahlkreise, dann die Wahlkreise Württemberg, Baden, Hesse-Darmstadt, die rheinischen (außer Düsseldorf-Ob) und die westfälischen Wahlkreise, also der ganze Süden und Westen mit seiner starken katholischen Bevölkerung. Ostpreußen steht an neunzehnter Stelle. Während

bei der Wahl 1925 die meisten Stimmen mit 715 095 in Ostpreußen für Hindenburg abgegeben worden sind, scheint sich jetzt diese Provinz ihres Bestreiters nicht mehr erinnern zu wollen.

Die Hindenburg-Stimmen im Vergleich zur absoluten Stimmenmehrheit in den einzelnen Wahlkreisen.

Wahlkreis	Zur absoluten Mehrheit waren erforderlich Stimmen	Zahl der für von Hindenburg abgegebenen Stimmen	Mehr (+) / Weniger (-) gegenüber Spalte 2	Überschuß v. H.
1	2	3	4	5
Niederbayern	358 750	475 620	+ 134 890	+ 59,8
Köln-Naden	627 555	819 854	+ 192 301	+ 50,6
Oberbayern-Schwaben	750 974	978 484	+ 227 510	+ 50,3
Koblenz-Trier	341 417	420 415	+ 78 998	+ 25,1
Westfalen-Nord	720 000	868 344	+ 148 344	+ 20,6
Württemberg	726 616	850 455	+ 123 839	+ 17,0
Baden	642 979	720 412	+ 77 433	+ 12,0
Hamburg	408 347	446 091	+ 37 744	+ 9,2
Sachsen	762 590	812 858	+ 50 268	+ 6,6
Westfalen-Süd	749 745	789 769	+ 40 024	+ 5,3
Düsseldorf-Deß	557 104	564 405	+ 7 301	+ 1,3
Rhein-Elbe	446 761	447 435	+ 674	+ 0,15
Dresden-Bauhen	601 073	625 874	+ 24 801	+ 4,1
Leipzig	459 474	455 279	- 4 195	- 0,9
Oppeln	357 128	369 841	+ 12 713	+ 3,6
Hesse-Darmstadt	415 607	427 857	+ 12 250	+ 2,9
Pfalz	277 125	282 497	+ 5 374	+ 1,9
Hesse-Weffau	740 550	757 225	+ 16 675	+ 2,3
Sachsen-Anhalt	616 540	602 056	- 14 484	- 2,4
Breslau	562 997	541 869	- 21 128	- 3,8
Königsberg	362 348	338 027	- 24 321	- 6,8
Potsdam II	608 242	565 596	- 42 646	- 7,0
Düsseldorf-Ob	649 664	594 208	- 55 456	- 8,5
Magdeburg	515 451	471 019	- 44 432	- 8,6
Mecklenburg	267 050	242 753	- 24 297	- 9,1
Berlin	656 180	558 711	- 97 469	- 14,9
Ostpreußen	382 615	509 766	+ 127 151	+ 33,2
Frankfurt a. d. Oder	477 557	409 405	- 68 154	- 14,3
Potsdam I	623 159	506 274	- 116 885	- 18,8
Ostthüringen	211 450	252 500	+ 41 050	+ 19,4
Schleswig-Holstein	489 405	593 523	+ 104 118	+ 21,3
Thüringen	688 299	507 859	- 180 440	- 26,2
Oldenburg	524 187	360 980	- 163 207	- 31,1
Chemnitz-Zwickau	596 838	410 310	- 186 528	- 31,3
Merseburg	453 786	286 727	- 167 059	- 36,9

Selbst wenn die Harzburger Front sich auf einen gemeinschaftlichen Kandidaten einigen sollte, so würde dieser keine Aussicht haben, im zweiten Wahlgang Hindenburg zu schlagen. Der Endsieg Hindenburgs liegt schon fest. Das darf aber keineswegs verleiten, nunmehr wahlmüde zur Seite zu treten, vielmehr gilt es, die letzten Resten für den zweiten Wahlgang am 10. April zu sichern und heranzubolen.

Daß Reichspräsident von Hindenburg auch für den zweiten Wahlgang kandidiert, hat er bereits vor längerer Zeit erklärt. Um dieser Kandidatur sei also nicht zu zweifeln. Daß Hilfer und Wahlmann wieder kandidieren werden, dürfte einem Zweifel nicht unterliegen. Ob die Deutschnationale Volkspartei an der Stützkandidatur Duesenbergs teilnehmen will oder die Abstimmung freitagen oder Stimmenthaltung üben will, steht noch nicht fest. Das eine oder steht fest, daß Hindenburg dem Vaterlande auch weiterhin als Reichspräsident erhalten bleibt.

Goethe und wir / Von Walter v. Molo

Goethe begreifen, heißt Deutschland begreifen, heißt das Deutsche vor sich sehen, unabhängig von der vergänglichsten Kleidung, der willkürlichen Trennung: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Wir haben Goethe geboren, geziehen und freimüthig — und haben ihn belächelt mit aller unserer Schwere und Einknicktheit, gefogert mit aller unserer gigantischen Schmach: in jeder Erscheinung das Geleg der Welt zu finden und zu finden, uns geordnet zu sein. Und da wir schwerer zu Form kommen, wobei er eine zu bestimme und leichtfertige Bemerkung wäre, daß die Formlosigkeit eben

unserer Form sei, eröffnet uns Goethe die innere Form des neuen Vaterlandes, das die Generationen um ihn mit den Waffen in der Hand befreiten.

Mit Goethe begann der neue Aufbruch zur Gesetzmäßigkeit unseres Volkes. Wir wollen hoffen, daß die Goethefeier, zu denen sich alle Kulturnationen der Erde aus Pflicht befehlen, den Aufbruch zur Rückkehr der Geschlichkeit bedeuten, so daß wir nicht weiter wie wir Schächer und Verbrecher und ein Volk minderen Ranges müssen behandeln lassen. Denn es geht nicht an, Goethe

zu feiern, Goethe das Kompliment zu machen und gleichzeitig das deutsche Volk zu mißhandeln: Goethe und Deutschland sind eins. Es gibt keinen deutlicheren als Goethe.

Da wurde ein Mensch aus einer deutschen Stadt von der Weltensart echt deutscher Eltern geboren und erzogen und machte im Ausmaß verschieden, aber in der Art doch gleich, die Keimen des deutschen Völkchens durch, die auch heute noch, jeder in ähnlicher Art erlähmt. Ihn besaß die Talentssehnsucht und Zerstreuung und der unerfüllte Drang, zu lernen, zu sammeln, zu lehren, zu erziehen. Stets befohl er sich, die Pflichten, die ihm auferlegt waren oder die er sich selbst auferlegte, zu lieben und daher genau zu erfüllen. Er bemühte sich, Verbesserung zu vollziehen zwischen Freiheit und Beschränkung, zwischen Himmel und Erde, zwischen Wollen und Können, und er hat sich damit gründlich abgemüht und alles so ernst genommen und sich so sehr bemüht, eine Gesetzmäßigkeit zu finden, die er hinterlassen konnte, daß er streng und weich, „himmelhoch jauchzend“ und „zu Tode betäubt“ war und sich lange nicht getraute, sich anders als im Werk ganz herauszustellen. Dornenmilch in späteren Jahren, weil er inzwischen ererbte hatte, daß man die Naturreinheit in Deutschland schwer versteht und sie auch dem, der sich von ihr gewöhnlich anwenden läßt, bald Gelegenheit gibt, sich an ihr zu reiben und sie zu schmälen: Er ist so kindlich und naiv! Und dann wird der Deutsche bald mißtraulich und sagt: Gar so rein kann er auch nicht sein, er wird einen Hintergedanken gehabt haben. Und dann grübelt jeder echte Deutsche über jeden echten Deutschen weiter nach, so wie die echten Deutschen nur mehr als hundert Jahren über den achten deutschen Goethe nachgrübelten, und zum Schluß kommt der (subalterne) Neid — wie er damals kam —, daß sie nicht auch so sein können. Und wenn das der deutsche Ausnahmefall sieht und erfährt, daß sich die Gemeinschaft seiner Mitbürger nicht so über sich zu erheben vermag, dann verkapfelt er sich, wie ich Goethe verkapfelt, schließt seinen Kopf hoch bis zum Halbe und benimmt sich geheimrätlich und bürokratisch.

Aber das Wichtigste ist, daß der Deutsche, da er so oft aneudet und sich selber im Raum bewegt und es mit seinen Lebenseinstellungen und sich selbst recht schwer hat, in sich hinabsteigt und, wenn er wertvoll ist, dann weiter hinabstürzt in die bodenlosen Tiefen, aus denen der Dacht der Schöpfung aufsteigt . . . das ist unser eigenes, so das Leben zu treiben. Leider können die meisten nur so weit, als ihre Ausrichtbarkeit sieht, und da wäre es besser, sie „fännen“ gar nicht — sie hätten dann weniger Annäherung und weniger Überheblichkeit. Aber die Menge ist nie der Wert, das ist stets und allein die freie Persönlichkeit. Und es darf gesagt werden, daß unsere schweren, anderen Völkern oft nicht begreiflichen Eigenschaften, obgleich sie so viel Schönes im Leben vernichten, gleichzeitig die Kelterpressen

zu unserer Höhe sind. Diese Eigenschaften haben auch recht schmerzhaft Goethe gebildet. Sie leben heute in gleicher Weise in uns, sonst wäre er nicht unser gehobenes Vorbild, wären wir nicht mehr sein Volk, auf das er oft aus großer Liebe herabgedenkt hat.

Ich schlage eine ganz andere Goethefeier vor, als gemeinlich Goethefeiern gemacht werden: es möge sich doch jeder Deutsche das Werk „Hermann und Dorothea“ von Goethe vor die Augen nehmen, und wenn ihn die Versart als „veraltet“ stört oder eine läbliche Schulerinnerung hemmen will, dann möge er es sich zur Pflicht machen, trotzdem zu lesen! „Pflicht — wo man liebt, was man sich selbst bezieht.“ Und wenn er dann in dem Vater, in der Mutter oder der Gestalt Hermanns und der Dorothea, in allem nicht alle seine Gefühle, seine Gedanken und Empfindungen wiederfindet und nicht all seine Sehnsucht — siehe er, wo er stehen mag und zu stehen meint —, dann ist er nicht deutsch. Wer nicht die Musik unserer Sprache, die stille, eine höchsten wehmütigen, einsamen geistigen und dann jäh breit dahinaufschwebende und wilde Stimme unserer Blutes und unserer Seele hört — der ist nicht deutsch.

Es lassen sich viele Definitionen finden und sehr viel kluge Sätze und Worte formen über Goethes Leben, Wirken und Werk. Und ebenso weit ist die Möglichkeit, über Deutschland zu sprechen, über unsere Nation, über unser so arg verpörrisches Volk und dessen Art und Güte und Schwierigkeit und Kummer und Not und Hoffnung, aber alles das ist mehr oder weniger Hirngeflapper — „wenn ihr's nicht fühlt“ . . . — Dieses Gefühl ist uns.

Nun werden die anderen Völker Goethe mehr lesen oder von der Bühne erleben, irgendein Junke unserer Art, ein erschütterter Junke, schlägt dann doch in die Gefäßsläben, und es werden uns andere, besser, endlich verstehen, denn Goethe ist Deutschland, und Deutschland ist Goethe.

Sollte aber die Verlesenerung von Herzen und Gefäßsläben so weit fortgeschritten sein, daß der Goethe Junke nicht mehr glüht oder von verbredenerischen Händen sofort ausgelöst würde, dann wollen wir uns zwei Sätze aus „Dichtung und Wahrheit“ merken:

„Wenn der Überwundene die Hälfte seines Daseins notgedrungen verliert, so rechnet er sich's zur Schmach, die andere Hälfte freiwillig aufzugeben. Er hält daher an allem fest, was ihm die vergangene gute Zeit zurückruft und die Hoffnung der Wiederkehr einer glücklichen Epoche nähren kann.“



Goethe Geburtshaus in Frankfurt a. M.



Goethes Wohnhaus in Weimar; heute Goethe-Museum



Das Gartenhaus im Weimarer Park: „Übermäßig sieht's nicht aus . . .“

Die Pflicht gegen Goethe

Von Arthur Cioeffer

Ich ertappe mich, besonders vor dem Einschlafen und im Aufwachen nicht selten dabei, daß ich mit Goethe spreche, wobei ich ihn leibhaftig in seinem braunen Hausrock vor mir sehe. Es handelt sich natürlich nicht um einen Gedankenaustrausch, dazu hätte ich auch in der Klüßigkeit des halbawachen Zustandes zu wenig einzu-sehen, sondern jedesmal um eine Art Vortrag, den ich halten darf, und zu dem er ja auch milder bedeutende Zeitgenossen zuließe, wenn sie ihm aus irgendwelchem Gebiet etwas Sachliches, Förderndes mitzubringen hätten. Wenn ich zu dieser Aulienz zugelassen werde, so legitimiere ich mich nicht mit einer dicken Literaturgeschichte und anderem, was ich auf diesem Gebiet ver schuldet habe; meine Berechtigung besteht darin, daß ich nach ihm lebte, daß ich ihm über neue

Tatsachen, Erfindungen, Entdeckungen des 19. und 20. Jahrhunderts Auskunft geben kann. Ich berichte von Eisenbahn, Flugzeugen, Flugschiffen, Telegraphie, Telephonie und Radio, wobei ich mich selbst zur Sachlichkeit erziehen muß und außerdem zu einer Prüfung angehalten werde, die ich nicht für mich allein zu bestehen habe. Am Schluß des Vortrags scheint mich eine Frage aus dem großen schwarzen Augen zu treffen: Wozu haben euch alle Erfindungen gedient? Sind die Gedanken, die ihr so schnell mit und ohne Draht verbreitet, auch besser als diejenigen, die wir allein mit der Gänsefeder zu Papier brachten? Ist die Menschheit mit ihnen gefühler- und schöner geworden? Diese Aulienzen, wenn auch einige sachliche Mitteilungen ein beifälliges Sächeln und Kopfnicken hervor-rufen, haben für mich meistens mit geringem Verlegenheit oder Beschämung geendet.

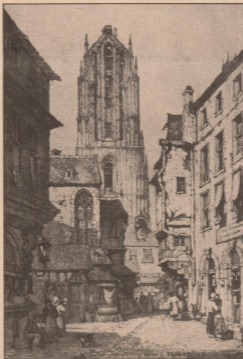
Ich bin gewiß nicht der einzige, dem Goethe erscheint und dem eine solche Rechenchaft von ihm aberlangt wird. Das Erlebens befragt wohl zunächst, daß Goethe uns so nahe, so gegenwärtig, so leibhaftig wie kein anderer Schöpfer geliebten ist, daß er in unserem geistigen Lebensraum „umgehrt“, auch wenn wir nicht gerade einen Band von ihm aufgeschlagen haben. Das Erlebnis befragt schließlich, daß wir uns vor ihm verantwortlich fühlen, daß wir ihm Rechenchaft schuldig sind als einem Hüter der Kultur, der nicht nur große Dichtungen hinterlassen, der durch sein ganzes Lebenswerk auch den Jahrhunderten vorausgedacht und uns damit eine hohe Verpflichtung vermachte hat. Es ist viel und mit Recht über die Goethe-Philologen gelaßelt worden, die auch seine Holz- und Weimernungen in Ordnung brachten, aber so viel wir von ihm wissen, durch seine Autobiographie, durch die genauen Rechen-schaften seiner Tage- und Jahreshefte, durch das Riesenthorpus seiner Briefe, durch die Berichte der Zeitgenossen, durch die nachträgliche Forschung, es liegt doch auch so, daß wir von ihm nie genug erfahren können, daß auch die geringste Kunde uns darüber belehrt, wie die Verwendung seines Lebens uns gehört und wie wir ihm dadurch gehören.

Diese Selbstpersönlichkeit, von welcher Seite seiner unabseh-baren Bestrebungen und Wirkungen man sie ansieht, hört nicht auf, sich aus einem geheimnisvollen Zentrum weiter auszustrahlen; es ist eine Offenbarung, die kein Ende zu nehmen scheint, und wir leben der Voraussetzung, daß auch die kommenden Jahrhunderte, wenn wir sie richtig verwenden, uns zu dem Mann, der nach seinem eigenen Wort in Aeonen lebte, zurück und heraufzuführen

werden. Es kommt darauf an, ob wir seine Erben sein wollen, oder ob es überhaupt möglich ist, diese Erbschaft abzulehnen. Man nennt Goethe, der bis zu seinem letzten Tage lernte und forschte, ja gern einen großen Vollendeten; aber es ist doch so, daß er, dessen späte Schriften alle einen testamentarischen Charakter haben, sich weiter vollendet durch unsere tätige Hoffnung, durch eine Förderung und Erhöhung des Lebens, das uns als Aufgabe gestellt bleibt. Auch wenn wir an Dante oder Shakespeares denken, dieses fortwachsende Verhältnis zur Nation und zur Menschheit, diese Bindung an die Vergangenheit und an die Zukunft ist etwas einziges, was wahrheitsgemäß nie mehr möglich sein wird, einzig auch dadurch, daß wir wohl mit einem Weifen zu tun haben, aber

mit seinem Heiligen oder Religi-
onsstifter, mit einem ganz pro-
fanen Menschen, der aller Freuden
und Schmerzen fähig sich dem Leben
hingab und seiner Wirklichkeit
nachgab.

Goethe hat einmal gesagt, daß
er nie populär werden würde,
weil er immer nur zu den ein-
zelnen gesprochen habe. Im ganzen
mag das zutreffen, aber sein Stepi-
tismus hat doch gegen ihn nicht
ganz recht behalten. Gewiß, es ist
nicht jedermanns Sache, die Iphi-
genie und noch weniger den Cassi-
o zu lesen, dazu gehört außer konzen-
trierender Abschießung und Samm-
lung eine dem ersten jugendlichen
Radikalismus entzogene Lebens-
reise, ein Sinn auch für die Wohl-
tat der der inneren Bewegtheit auf-
geprägten Form, und mancher Keler,
der mit frohen Hoffnungen den
ersten jugendlichen und romantischen
Teil des Wilhelm Meister mit den
bunten Theaterjensen, mit Philine
und Milon angefangen hat, wird
sich in die unterirdischen, in die
plammäßig angelegten Gänge zu be-
deutenden Lebenssymbolen noch
nicht hineinfinden. Aber der Göt-
z von Beilichigen oder der Esmont
blieb der Jugend, dem Volke auch
ohne Voraussetzungen von Bil-
dung zugänglich, viele Gedächtnisse haben
sich, wie Gedächtnisse es sollen, gleich-
sam die Luft verbreitet als Be-
standteile unserer feierlichen Atmo-
sphäre, und der Faust, zwischen



Das alte Frankfurt; Bild auf den Dom

Gretchen und Mephisto, ist zu der größten Figur geworden, mit der die moderne Welt vertraut wurde. Manche Feststellungen haben mich überzeugt, daß die Jugend, wenn sie überhaupt noch liest, sich immer wieder mit dem Faust verbindet, daß sie von seinem Atem angeweht und in ihren ersten Enthusiasmus hineingerissen wird. Der Faust wurde zum Symbol des europäischen, des abendländischen Menschen, und wenn auch manche von ihm nur mittelbar wissen mögen, es ist die einzige Figur der modernen Dichtung, die es noch zu einer legendarischen Existenz gebracht hat.

Es gibt Schriftsteller, die viel gelesen werden und doch keinen
Einfluß haben; die Statistik allein von Drucken und Neuauflagen
(obgleich sie gerade für den Faust spricht) würde hier wenig aus-
sagen. Das wesentliche ist das unermüdete Aufsehen, wozu nicht
immer ein Buch auf dem Tisch zu liegen braucht. Nehmen wir ein
Beispiel an der Bibel, die viele Menschen seit ihrer Konfirmanden-
prüfung nicht mehr aufgeschlagen haben. Die Bibel gab der Mensch-
heit eine gemeinsame Familiengeschichte, barg sie in derselben Häus-
lichkeit, in der jeder seine Aenen fand, der Fürst und der Arme, der
Bürger und der Soldat; die Bibel gehörte zum Schwerte wie zum
Pflug, war Gebetbuch, Schulbuch, Erziehungsbuch; sie hat befehlet
und unterdrückt, hat Staaten gegründet, Erdeite erobert. Der Faust ist

eine Art neuer weltlicher Bibel geworden. Goethe gehört zu den Autoren, die den Menschen auf Erden heimischer, die ihn weiter zu ihrem Herrn gemacht haben; er ist da, auch wo man ihm nicht bewußt begegnet, so gut wie der Sauerstoff, den wir einatmen, ohne an die chemische Zusammensetzung der Luft zu denken. Der Deutsche atmet im Menschlichen freier, seitdem er Goethe hatte; seitdem ihm, dem Gestaltlosen, dem immer werdenden, dem von anderen Völkern Unverständlichen eine vorbildliche Figur gegeben worden ist. Wenn Goethe sich rühmte, so war es mit dem Anspruch, uns aus Pflückernehen befreit zu haben. Wenn der Goethekult auch Pflücker hervorbrachte, die alle Aufgaben der Literatur für erledigt hielten, die gegen kommende Geschlechter den Tempel verschlossen, so kann er selbst, der den Begriff der Weltliteratur im Wettstreit der Nationen aufstellte, dafür nicht verantwortlich gemacht werden.

Ein englischer Historiker sagt, daß ein ehrenwertes Mitglied des Parlaments erst zur richtigen Autorität kam, wenn es imstande war, seine politischen Meinungen mit Worten von Shakespeares zu bekräftigen. Man hat viel gegen die Fiktionssucht gekämpft, die ganz gewiß auch aus Eitelkeit und nach eingebender Beratung mit einer Anstaltigkeit ausübt wird. Aber das Zitat, das sich unwillkürlich einstellt, ist ein Zeugnis von der geistigen Ausbreitung, von der Macht eines Schriftstellers, ist Erfahrungssatz aus der Lebensschule, in die uns ein Großherer genommen hat. Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort . . .



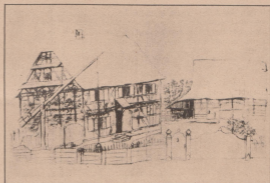
Platz vor dem Frankfurter „Römer“; zur Zeit Goethes

große und keine kleine ohne Kleide angefaßt werden soll.

Man sprach früher gern von einer Goetheschen Lebenskunst und verstand darunter die vorzügliche Abgestimmtheit eines großen Geistes, eines Olympiers, der sich über menschliche Schicksale erhoben hat, der nicht mehr mit uns leiden und weinen wollte. Aber wir wissen, daß Goethe von einer ungeheuren Empfindlichkeit war und daß er wie wenige sein Herz wahren mußte. Man hat ihm Gleichgültigkeit gegen die Geschichte seines Volkes vorgeworfen, der doch dem zerfallenden, dem geteiltsten aller Völker die geistige Einheit gegeben hat, die der politischen vorangehen mußte. Es ist ihm gelungen, ein



„Wemgen ward es gegeben, einen Wabelgehanten in der Seele zu setzen . . . wie Büme Goethes“, so der Junge Goethe über Erwin, den Meister des Straßburger Münsters



Goethe zeichnete die Scheune des Pfarrhauses in Eschenheim; in „Nichtung und Wahnsinn“ schreibt er: . . . das Ganze gefiel mir wohl; denn es hätte gerade das, was man malerisch nennt . . .

kleines Nest wie Weimar zur anderen Hauptstadt Deutschlands zu machen, zu einem nationalen und menschheitlichen Begriff, den auch Bismarck in seiner stillen Macht geher hat. Es gab in Goethes Wesen keine Indifferenz, auch nicht gegen das Werden seines Volkes, und wenn er ihm einmal fern sahien, so kam es daher, daß er weiter sah, über Tag und Stunde hinaus, daß er sich auf den Begriff der Entwicklung verstand, die den Menschen auch ohne Aeden und Programme in ihren Dienst nimmt. Man sollte nur Eisenbahnen bauen, sagt er einmal, die Zollgrenzen aufheben, ein einheitliches Münzsystem schaffen, und die politische Einheit Deutschlands würde dann von selbst kommen.

Alles was Goethe im Alter geschrieben hat, und nicht nur der zweite Teil des Faust, ist prophetisch, ist im großen Sinne letzte Verfügung für die Erben gewesen. Testamente müssen gesetzt werden, und Goethe hat seinen Siegeln, die nicht zu früh erbrochen werden sollen, gewiß manche sibiyllische Gebeimzeichen und orphische Urworte eingepreßt. Sie sind nicht für jeden, sie sind für die Erfahrenen, für die Verantwortlichen, die durch innere Berechtigung zur Führerschaft bestimmt sein sollten. Als Napoleon Europa zusammenschlug, hat Goethe einmal mit Schiller eine ästhetische Gesetzgebung geplant, die einer sittlichen und kulturellen in Europa vorangehen sollte. Aber er hat zwanzig Jahre später darüber gelächelt, weil ihm das Unternehmen auf Luftmauern gegründet schien. Es ist etwas Ungeheures, daß er sich gerade im Greisenalter vom 18. Jahrhundert zu trennen vermochte, vom antiken und vom Humanitätsideal der individuellen Bildung, daß er für Europa auch die neue Aera eröffnete, die er selbst, bedauernd, aber in das Notwendige einwilligend, die der Einseitigkeiten nannte. Die Vielseitigkeit gehört dann allen zusammen, der Mensch muß sich in einer Funktion, zu



Straße und evang. Kirche im heute französischen Seckenheim

einem Organ machen, zu einem höheren, je besser er dienen kann. Der Mann, dessen Leben nicht einer Herrschaft, sondern immer einem Dienste galt, hat das Zeitalter der Organisation vorausgesehen, hat es durch sein Werk und Beispiel selbst eröffnet. Was die Menschheit an großen seltenen Persönlichkeitswerten verlor, mühte hier die Gemeinschaftsarbeit zurückzugewinnen. Die Menschheit zusammen, hat er schon vordem gefagt, ist erst der wahre Mensch, und der einzelne kann nur froh und glücklich sein, wenn er den Mut hat, sich im Ganzen zu fühlen. Die ganze Menschheit ist kaum hindreichend, sich aus sich selbst aufzuerbauen.

Goethe will nicht nur gelesen, er will auch gelebt sein, und er hat noch eine große Zeit vor sich, und zu belehren. Je weiter wir fortschreiten, uns für ein Ganzes bilden, je besser werden wir ihn verstehen. Das hohe Glück, daß er unser war, daß er in unserer Sprache schrieb, legt uns eine ebenso hohe Verpflichtung auf. Wenn dieses Gedächtnis über alle feiern hinaus einen Sinn behalten soll, so ist es wohl der, daß wir diese Verantwortlichkeit vor ihm, diese Pflicht gegen ihn aufs neue empfinden und danach handeln wollen.

Zum Kampf gegen die Tribute

von Graf Westarp, III. v. N.

II.

Der erste Teil dieses Aufsatzes ist in Heft 4 des „Heimatsdienstes“ erschienen.

Wie nach den bisherigen Ausführungen die im Baseler Bericht in Aussicht gestellte Wiederverkehr der Stabilität der deutschen Wirtschaft nicht dazu führen wird, den Transfer irgendwelcher Tribute wieder möglich zu machen, so wird bei ihrem Eintritt auch die innere Aufbringung der Tribute in Zukunft ebenso unmöglich sein wie sie anerkanntermaßen jetzt ist. Der Ausländer ist dieser Feststellung naturgemäß nicht so unmittelbar zugänglich wie wir Deutschen. Er glaubt vielfach, daran auch weniger interessiert zu sein. Freilich gibt der Baseler Bericht im IV. Kapitel in sehr energischen Worten der Erkenntnis Ausdruck, die durch die Ereignisse des letzten Jahres welle Verbreitung gefunden hat, daß, wenn der Anteil der Deutschland niedergeworfen hat, nicht gesteuert wird, sie sich auf das übrige Europa ausbreiten“. . . und „diegehende Rückwirkungen auf andere Teile der Welt mit sich bringen wird“.

Nun ist im zweiten Kapitel des Baseler Berichtes die Annahme, daß Deutschland sich erholen werde, durch die Behauptung begründet, Deutschland „habe in den vergangenen Jahren eine bedeutende und mächtige wirtschaftliche Auslösung geschaffen, mit deren Hilfe sich ein großer Ertrag erzielen läßt. Bisher habe die Schrumpfung der Märkte und das Sinken der Preise Deutschland verhindert, diese Auslösung voll auszunützen“. Es wird also angedeutet, die jetzige deutsche Krise habe lediglich konjunkturelle, also vorübergehende Ursachen. Das ist der Grundirrtum. Er muß durch den Nachweis all der strukturellen, also dauernden Ursachen widerlegt werden, auf denen Deutschlands wirtschaftlicher Niedergang beruht, und deren Beseitigung für den Aufstieg zu einer gewissermaßen Stabilität zwar unerlässlich, aber nicht geeignet ist, die deutsche Leistungsfähigkeit bis zur Tributfähigkeit zu steigern.

Das bedeutendste Anzeichen für einen strukturellen Charakter des wirtschaftlichen Niederganges Deutschlands ist die Tatsache, daß der Geburtenüberschuß von 124 auf 1000 Einwohner im Jahre 1915 bis auf 6, im Jahre 1920 gesunken ist. Die gewichtigste strukturelle Ursache der deutschen Wirtschaftskatastrophe ist die Einkommens- und Lebensspielräume durch die Grenzen des Versailler Vertrages, durch welche die deutsche Bevölkerung sich um

10%, die landwirtschaftlich benutzte Fläche um 14% vermindert hat. Die Zahlen, die zeigen, daß durch die neuen Grenzen die Produktionsfaktoren wie Viehstand, Kohle, Erze, Kalk u. v. a. noch erheblich stärker vermindert worden sind, als es Zahl und Volksgedächtnis oft statisch dargestellt, dürfen aber nicht in Vergessenheit geraten. Der Korridor und das serbische Oberschlesien sind offene Wunden, an denen die Ostmark und mit ihr das Reich verbluten. Die Fortnahme der Kolonien und die vollständige Zerstörung alles Vermögens und aller Beziehungen im Auslande, die sich Deutschland vor dem Kriege geschaffen hatte, bedeuten einen weiteren Verfall von dauernder Wirkung. Das alles sind nicht nur nationale Empfindungen, sondern zahlenmäßig zu belegende Erkenntnisse.

Eine schwere Vorbelastung der deutschen Wirtschaft ist die Schuldenlast. Es kommt die Auslandsschuld und die innere öffentliche und private Verschuldung in Betracht. Die Auslandsschuld, deren Höhe und Kürsichtigkeit den Transfer politischer Tribute unmöglich macht, belastet auf mehrere Generationen hinaus auch die innere Lebenskraft als schwere Hemmung für jeden Aufstieg. Auslandsschulden können, auch soweit sie zu produktiver Anlage verwertet werden, die innere Kapitalbildung nicht erzeugen; indem sie durch die Amortisation die Zukunft der Wirtschaft in ihrem Verhältnis zum Auslande belasten, nehmen sie lediglich künstliche Kapitalbildung vorweg. Wenn unter normalen Verhältnissen der deutsche Schuldner eine Auslandsanleihe aufnimmt und in deutsches Geld umwechselft, das er zu produktiver Anlage verwertet, so fließen die so letzten Endes bei der Reichsbank verfügbar gemordenen Devisen dem Auslande erst gegen wirtschaftliche Gegenwerte wieder zu. Der inneren Wirtschaft als Ganzes gesehen verbleibt also für den Ausgleich der zukünftigen Amortisationslast der Wert der geschaffenen produktiven Anlage, während der daraus entstehende Verleihenverbreit sich ausgleichen hat. Die seit 492 aufgenommenen Auslandsanleihen dagegen werden gewissermaßen zweimal zurückgezahlt und belasten die deutsche Wirtschaftskraft viel schwerer und dauernder, soweit die aufgenommenen Auslandsgelder dem Auslande ohne wirtschaftlichen Gegenwert zugeführt werden mußten. Der Baseler Bericht enthält

die Festhaltung, daß den teuf der Marktabstärkung bis 1950 eingeförmten ausländischen Anleihekapitalien in Höhe von 18 Milliarden ein teilweiser Abfluß durch die Reparationszahlungen in Höhe von 10,5 Milliarden gegenübergeht. Außer den Reparationen hat aber Deutschland wie ein dem Bankrott entgegen-eleider Schuldner in diesen Jahren auch Zinsen für sein aufgenommenem Schulden in Höhe von 2,5 Millionen mit geborgtem Auslandsgeld bezahlt und erst den Neß des Kapitalstroms für Bezahlung des Einfuhrüberschusses und die Sammlung einer Devisen-Reserve bewendet, die 1951 aufgeführt ist.

Die Sachverständigen des Dawes-Schlichtens, der Reparations-agent Parfer Güllert, die Deutschen des Dawes-Planes haben un-unterschieden die Entlastung ins Feld geführt, die das Deutsche Reich durch die Streichung der sämtlichen öffentlichen Schulden erfahren habe. Der Baseler Bericht nimmt diese Darstellung weitestens nur noch in der Form auf, daß es „zum rein geborgten Standpunkt aus“ ein Vorteil sei, daß die innere Schuld zurück liege, weil die Inflation von 1924 den größeren Teil der früheren Schuld gelöst habe. Selbst ein Sachverständiger wie der Engländer Kayton kann sich von ähnlichen Vorstellungen nicht frei machen. Die innere Staatsschuld betrage, so macht man geltend, in England 190, in Frankreich 46, in Deutschland dagegen nur 10,5 Milliarden. Wohlhat man übrigens in Deutschland die Gemeindefschulden hinzu, so betrag 1950 seine innere öffentliche Schuld 24 Milliarden gegen 14,6 Milliarden im Jahre 1928. Es war höchste Zeit, die öffentliche Unrichtigkeit dieser sich immer mehr einbringenden Auffassungen nachzuweisen. Staatssekretär Brecht hat sich durch seine Ausführungen, auf die im einzelnen verwiesen werden muß, ein Verdienst erworben. Die Schulden von Reich, Ländern und Gemeinden betragen bei Kriegsende 52,6, bei Kriegesende 120 Milliarden. An ihre Stelle trat nach Abfluß der Zinsen ein Aufwertschuld von 10,5 Milliarden, 2,5 Milliarden, die Zinslast von 10 Milliarden, 300 Millionen jährlich. Bei Kriegesende waren die Schuldverschreibungen so gut wie ausschließlich in deutscher Hand. Sofern inzwischen deutsche Wertpapiere von Ausländern gekauft waren, hatte der deutsche Verkäufer den Inflationsverlust getragen. In der Gesamtheit der deutschen Wirtschaft hand deshalb dem geschriebenen Postfoposten von 115 Milliarden Staats- und Gemeindefschulden auf der Aktivseite ein so gut wie gleich hoher Verlust an Wertpapieren deutscher Be-figer gegenüber. Schon rein zahlenmäßig betrachtet, bedeutete also die Streichung der öffentlichen Schulden für die deutsche Wirtschaft ein Gewinn, den Wahrheit hat die Dollsörkern, die Wirtschaftskraft und die öffentliche Meinung schon längst festgestellt. Das Sparparlament der Volkswirtschaft und das dem Kriegszweck der Kriegsanleihen gemäße Dollsörkern wurden ver-merkt. Damit verankert die Mittelschicht ins Proletariat. Die Volkswirtschaft verlor Kaufkraft und die Kalkulationsgrundlage, die Sparmöglichkeit, ihr Anlage- und Betriebskapital. Die Zinslast und die Kreditfchwierigkeiten wuchsen zu einer alles zerschörenden Höhe. So entstand für den von Vermittlung und Übung befreiten öffent-lichen Haushalt ein Verlust an Steuerkraft, der noch erheblich größer war als der zahlenmäßige Anstieg der Steuer an 115 Milliarden Ver-mögensverluste und annähernd 6 Milliarden persönlichen Zinsaufkommen. Die erwirtschaftete Bevölkerung, die bei Kriegesende der Wirtschaft nur Arbeitslosigkeit gestiftet werden muß, liegt — nicht zuletzt infolge des Vermögensverlustes der Inflation auf 52 v. H., der Gesamt-bevölkerung im Jahre 1950 gegen 40 v. H., 1907. Auch der Fortfall der Hypotheken, Obligations- und sonstigen Schulden privater Gläu-biger, der mit der Streichung der öffentlichen inneren Schuld Hand in Hand ging, ist nicht nur eine Verdrückung des Vermögensstandes einzelner Dollschrückten gewesen. Auch er war mit Erschütterungen verbunden, die weit über seine zahlenmäßige Bedeutung hinaus zer-breitend gewirkt haben. Das ist nicht leicht zahlenmäßig belegen und vertiefen. Uns ist es auch zu tun, nur so lebendig zu beschrei-ben, für das Ausland ist die Festhaltung dieses Sachverhaltes um so nötiger, je mehr die Inflation gepflegt wird, als sei der „Fortfall der inneren Schuld des Deutschen Reiches“ eine Grundlage für Wiederkehr von Stabilität oder gar Tributfähigkeit.

Don größerer Bedeutung für die Beurteilung der jetzigen und zukünftigen Wirtschaftskraft, als die Verdrückung von Staat und Gemeinden ist aber die innere Verdrückung der privaten Wirtschaft. Gewiß steht auch bei ihr dem deutschen Schuldner der deutsche Gläubiger gegenüber. Zum Schaden der Gesamtwirtschaft wird die private innere Schuld dann, wenn das für den Ausbau und Auf-licht erforderliche Kapital aus Mangel an Sparmöglichkeit und Kapitalbildung nicht zu erhalten ist und wenn die Höhe der Schuld nach Kapital und Zinsen größer wird, als der Betrieb wert ist und tragen kann. Durch Überhöhung und Zahlungsunfähigkeit, Bankrotverfahren und Konkurse, die eingeleitet werden oder auch aus Mangel an Masse in Anspruch genommen werden, wird die Schuldner gleich schwer getroffen. Sie scheitern heute zum größten Teil auf gleichem Bild der inneren Verdrückung der deutschen Wirtschaft in Stadt und Land, in Großbetrieb und Kleinbetrieb ist uns Deutschen in feiner ganzen erschreckenden Deutlichkeit vertraut und fasslich er-griff. Dennoch muß aber die Abwesenheit des natürlichen Materials

dauern erfolgt und auf dem laufenden gehalten, dargestellt, öffent-lich bekanntgegeben und so bekonnen in das Bewußtsein des Aus-landes eingebürgert werden.

Auflieg und Stabilität der deutschen Wirtschaft sind davon ab-hängig, daß die strukturellen Ursachen des deutschen Niederganges — geschwächte Produktionskraft, erhöhte Schuldenlast, eingekengte Be-wegungsfreiheit auf dem Inlandsmarkt und ständig zunehmende Abdrängung von den Auslandsmärkten und deren Folgen — über-wunden werden. Das ist eine Aufgabe von ungeheurer Ausmaß und großer Dauer. Sie kann nur gelöst werden, wenn die deutsche Wirtschaft nicht weiter mit dem fähigen Abstieg der Tribute droht bleibt. Ziel und Ende der Entwicklung aber wird — darüber dürfen wir keine Täuschung zulassen, — auf Jahrzehnte hinaus in einem fast gesunkenen Niveau der Wirtschaftskraft und der Lebenshaltung liegen.

* * *

Der Baseler Bericht stellt „in Anbetracht der durch die Not-verordnungen erlassenen Maßnahmen“ ausdrücklich fest, daß für eine weitere Erhöhung der Steuerlast in Deutschland kein Spielraum ist. Beide Stillhaltungskommissionen sprechen mit anerkanntem Ernst von der Energie der ergriffenen Haushaltsmaßnahmen, mit nicht minder großer Deutlichkeit aber davon, daß damit die äußerste Grenze er-reicht ist. Das steht im Einklang damit, daß der Reichsfinanzler Brünning die nunmehr eingetragte Erhöhung der Umsatzsteuer auf 2 v. H. als die letzte Referenz des deutschen Haushalts bezeichnete. Die Steuern sind aber nicht nur bis zur letzten Referenz ausgeschöpft, sondern überhört. Das geht aus den Feststellungen des Baseler Be-richts hervor. Die Einkommensteuern erbrachten 912 Millionen im Jahre 1950 und 922 Millionen im Jahre 1951. Die Schätzung für 1951 — ursprünglich 912 — Millionen, mußte im November auf 800 Millionen herabgesetzt werden. Für 1952 wird mit einem weiteren Rückgang auf etwa 725 Millionen gerednet. In der gleichen Zeit sind Steuererhöhungen und neue Steuern eingeführt, von denen hier erwähnt ist die Erhöhung der Cabafsteuer zum 1. Januar 1950 um 30 v. H., der Biersteuer im Mai 1950 um 45 v. H., der Umsatzsteuer zum 1. April 1950 um 0,75 auf 0,85 und bei den großen Unternehmungen auf 1,55 v. H., der Zaferssteuer am 1. Juli 1951 auf das Doppelte, ferner die Mineralölsteuer, die Mineralölver-bräucher steuerhaft machen mußte, die Zufuhrsteuer zur Einkommensteuer, die Kräfte-, die Kräfteföhner-Steuer. Der gestählte Ertrag dieser Steuererhöhungen belief sich zusammen auf 1,5 Milliarden. In zwei Jahren sind also die Steuern um 1,5 Milliarden erhöht und gleichzeitig im Ertrage um 2 Milliarden herun-tergegangen. Die Aberspornung der Steuern bei den Rückgang des Er-trages nicht nur nicht verhindert, sondern gefördert. Selbstbetrag folgt auf Selbsttrag. Obwohl für das Jahr vom 1. Juli 1951 bis 1952 Tributzahlungen nicht mehr eingeleitet werden brauchen und für den Rest des Jahres 1952 nicht mehr eingeleitet werden können, werden die Rechnung von 1951 und der Etat von 1952 schwere Selbstträge aufweisen. Schlimmer noch als dieser Bild der Reichsfinanzien ist fowohl hinsichtlich der Selbstträge wie der Unmöglichkeit weiterer Steuererhöhungen dasjenige der Gemeinden und teilweise auch der Länder. Daraus ergibt sich, daß eine starke Herabsetzung der Steuern zu den Voraussetzungen der Rückkehr wirtschaftlicher und finanzieller Stabilität gehört. Wenn eine konjunkturelle Besserung eintritt, und wenn sich dadurch die Steuereingänge zu erhöhen und die Ausgaben für die Arbeitslosenversicherung zu vermindern beginnen, so muß der freierwerbende Betrag zunächst verwendet werden, um die schwebenden Schulden und die steuerliche Belastung herabzusetzen. Für Gehaltszahlungen werden also auch bei Besserung der Verhältnisse Steuererträge nicht frei.

Die neuerlich immer offener ausgesprochene französische Forde-rung, Deutschland solle durch die Tribute niedergebalt werden, damit es nicht bei geringerer Belastung und größerer Leistungsfähigkeit seiner Wirtschaft gegenüber den Siegerländern kon-kurrenzfähig werde, findet nicht einmal formell in der Kriegs-schuldfrage des Verfallers Diktats ihre Begründung. Sie ist entschieden juridischswelken. Den Vergleich selbst, der ihr zu-grunde liegt, brauchen wir nicht zu scheuen. Material liegt in Fülle vor, daß in Deutschland die Steuerbelastung drückender, das Volkseinkommen geringer und sein Rückgang seit der Vorkriegszeit größer, das Sparparlament geringer, der Kredit auf dem Geld- und Kapitalmarkt teurer und schwerer zu haben, Zusammenbrüche und Konkurse häufiger sind als in Frankreich und England. Das sind weite Gebiete der Beweisführung, die der öffentlichen Bearbeitung harren. Ebenso wie das Ausland muß sich das deutsche Volk ganz klar darüber sein, daß trotz der Voraussage des Sonderberichts über die Stabilität der Wirtschaft in Deutschland nur bei unablässigem Zutreiben der Ertragsbrücke, nur durch die Steuererträge mit größeren eigenen Aufwendungen und nur auf einem niedrigeren Stande zu erreichen sein wird, als in den anderen Ländern und als erforderlich wäre, um die Aufbringung und den Transfer von Tributen zu er-möglichen.

Paktpolitik in Osteuropa

Von Major Hans Nobde

Osteuropa steht im Zeichen einer politischen Entwicklung, die gekennzeichnet durch die Paktverhandlungen und Paktabschlüsse Rußlands mit Polen, Rumänien, Finnland, Estland und Lettland, wie alles, was sich politisch im Osten abspielt, beaufrechtigt weitgehende Beachtung verdient. Den Anstoß zu ihr gaben in gleicher Weise Frankreich und Rußland durch Verhandlungen, die im Mai vorigen Jahres in Genf auf der Europatagung des Völkerbundes zwischen Briand und Litwinow begonnen, bereits Ende August zur Paraphierung eines französisch-rußischen Nichtangriffspaktes führten. Dieser Pakt ist bis heute noch nicht ratifiziert. Seine Ratifizierung haben weniger die elf Milliarden Goldfrank, die das zaristische Rußland in Frankreich gebohrt hat, das heutige Rußland aber nicht anerkennt und nicht zurückzahlen will, sondern in ihrer kleinen Schwermütigkeit verhindert, die sich einmal aus der sonstfeindlichen Einstellung des französischen Bürgertums, dann aber vor allen Dingen aus den Bündnisverpflichtungen Frankreichs gegenüber Polen und Rumänien und den gespannten Beziehungen Rußlands zu diesen beiden Ländern ergaben. Für Frankreich ist ein Nichtangriffspakt mit Rußland nur tragbar, wenn er in dieser oder jener Form auch eine Nichtangriffsverpflichtung Rußlands gegenüber Polen und Rumänien in sich einschließt, für Rußland nur dann von Interesse, wenn er zum mindesten eine grundlegenden Verpflichtung Rußlands mit sich bringen könnte zur Fortsetzung der Paktverhandlungen hat.

Diese Voraussetzungen zu schaffen, ist der Zweck der Paktverhandlungen, die jetzt in Osteuropa im Gange sind. Diese Verhandlungen wurden durch einen Paktvorschlag eingeleitet, den Polen am 25. August vorigen Jahres, wenn auch vielleicht nicht auf unmittelbare Veranlassung Frankreichs, so doch sicherlich nicht ohne vorheriges Einvernehmen mit diesem, der Sowjetregierung machte. Sein Inhalt entsprach im wesentlichen einem Entwurf, den die Sowjetregierung im Jahre 1926 der polnischen Regierung für einen russisch-polnischen Nichtangriffspakt übergeben hatte. Er wiederholte gleichzeitig mit aber auch die Bedingungen, von denen Polen seinerzeit sein Einverständnis zu einem solchen Pakt abhängig gemacht hatte. Diese Bedingungen bezogen sich vor allem auf eine Anerkennung der polnischen Westgrenzen durch Rußland sowie auf eine gleichzeitige Einbeziehung der Randstaaten und Rumänien unter polnischer Führung in den Pakt. Sie wurden wie im Herbst im August vorigen Jahres von Rußland abgelehnt. Diese Verhandlungen wurden daraufhin polniseitig abgebrochen, dann aber im Herbst vorigen Jahres wieder aufgenommen. Ihr Ergebnis ist der polnisch-rußische Nichtangriffspakt, der Ende Januar in Warschau paraphiert worden ist. Ihm ist Anfang Februar auch die Unterzeichnung eines solchen Paktes zwischen Rußland und Lettland gefolgt, nachdem Mitte Januar bereits ein ähnlicher zwischen Rußland und Finnland abgeschlossen worden ist.

So weit die Vorgeschichte und der heutige Stand der Paktspolitik in Osteuropa. Wichtigler als beides ist jedoch die Bedeutung dieser Politik. Sie wird klar, wenn man sich einmal die Ziele vor Augen führt, die ihre Hauptaufgabe, d. h. Frankreich und Polen auf der einen und Rußland auf der anderen Seite, mit der verfolgen und damit verfolgen, ob und wie weit diese Ziele bisher erreicht sind. Für Frankreich und Polen kam es in erster Linie darauf an, den deutsch-rußischen Rapallo-Vertrag nach Möglichkeit außer Kurs zu setzen, dadurch einen Keil zwischen Rußland und Deutschland zu treiben und so alles in allem für die bevorstehenden großen Auseinandersetzungen beider Länder mit Deutschland die eigene Stellung zu stärken, die deutsche aber zu schwächen. Insbesondere sollte den Bestrebungen Deutschlands ein Dämpfer aufgesetzt, gleichzeitig damit aber auch der italienische Plan durchkreuzt werden, durch Vermittlung der Türkei eine Verbindung zwischen Rußland und Rumänien über die besarabische Frage zustande zu bringen und so die Eingliederung Rumänien in das italienische Paktssystem in Südosteuropa zu ermöglichen. Ganz anders waren demgegenüber die Absichten Rußlands. Rußland kam es vor allem darauf an, die reibungslose Durchführung seines im Gange befindlichen wirtschaftlichen Wiederaufbaus sicherzustellen. Das Rußland hierzu brauchte, ist einmal Frieden, dann aber auch Kapital, bis heute aber nur Frankreich gehen kann. Beides sollte Rußland die Paktspolitik schaffen. Sie sollte das von Frankreich als dem Haupt der sonstfeindlichen Bestrebungen im Auslande Rußland drohende Gefahrenmoment ausschalten und gleichzeitig damit den wesentlichen Nachbarn Rußlands, insbesondere Polen und Rumänien, die Möglichkeit nehmen, die

Aufrechterhaltung ihres übermäßigen Rüstungsstandes auf der Abwehrkonferenz mit der Unsicherheit ihres Verhältnisses zu Rußland zu begründen.

Von allen diesen Zielen ist bisher eigentlich so gut wie gar nichts erreicht. Der Ende Januar paraphierte polnisch-rußische Nichtangriffspakt enthält weder eine russische Anerkennung der polnischen Westgrenzen, noch berührt er irgendwelche den Vertrag von Rapallo. Alle Abmachungen über die territoriale Unverletzlichkeit und Unversehrtheit beziehen sich nur auf die beiden vertragschließenden Länder allein. Weiterhin ist auch der polnische Wunsch nicht in Erfüllung gegangen, daß in dem System der Nichtangriffspakte Rußland einer geschlossenen Front aller russischen Randstaaten unter polnischer Führung gegenübersteht. Und schließlich werden auch nicht bei vorkommenden Streitfällen, wie es Frankreich und Polen erlitten, der Völkerbund und das Haager Schiedsgericht als schiedsrichterliche Instanzen eingeschaltet, sondern es ist für solche Fälle ein besonderes Schiedsgerichtsverfahren vorgesehen, über das noch ein besonderes Abkommen getroffen werden soll. Das alles sind ohne Zweifel politische Erfolge Rußlands. Von seinen großen Zielen hat dieses aber auf der anderen Seite auch nur sehr wenig erreicht. Es hat weder von Frankreich Kredite bekommen noch sich einen wirtschaftlichen Schutz gegen fremde Interventionen geschaffen, denn das Scheitern sowohl an dem Nichtangriffspakt mit Frankreich als auch an dem mit Polen ist, daß beide er paraphiert und noch nicht ratifiziert und damit auch noch nicht rechtsgültig sind, daß sie dies er werden sollen, wenn auch die Verhandlungen zwischen Rußland und Rumänien zu einem Ergebnis geführt haben. Diese Verhandlungen haben bisher in Riga stattgefunden. Sie sind Ende Januar abgebrochen worden, da eine Verhandlung über die besarabische Frage nicht möglich war.

Die besarabische Frage ist zwar an sich schon ein altes Problem der europäischen Politik. Ihren heutigen Charakter besitzt sie jedoch erst seit dem Kriege durch die Befestigung und gewalttätige Anektion Besarabiens durch Rumänien und die Weigerung Rußlands, diese anzuerkennen, solange nicht eine Volksabstimmung in Besarabien über dessen weiteres Schicksal entschieden hat. Rumänien hat dies bisher stets abgelehnt. Es hält die besarabische Frage stets ererblich für ein Problem der Beziehungen zwischen beiden Ländern, die aus den Verhandlungen, die zwischen ihnen im Jahre 1921 in Warschau und drei Jahre später in Wien stattgefunden haben, ebenso wenig etwas zu ändern vermochten wie der Abschluß des sogenannten Litwinow-Abkommens im Frühjahr 1929. Diese Spannung wird noch dadurch verschärft, daß Rußland als Antwort auf die Anektion Besarabiens den rumänischen Goldlohn beschlagnahmt hat, der in Höhe von mindestens 120 Millionen Goldmark im Jahre 1916 nach Rußland abgehört worden war. Rumänien macht nun dem Abschluß eines Nichtangriffspaktes mit Rußland von der vorherigen Anerkennung der rumänischen Souveränität über Besarabien abhängig, von der aber Rußland im Hinblick auf die Lage Besarabiens zwischen ihm, den Donaumündungen und den Ländern des Balkans nichts wissen will. Rußland ist der Ansicht, daß ein Nichtangriffspakt zwischen beiden Ländern mit einer solchen Anerkennung nicht das geringste zu tun habe, daß es vielmehr genüge, wenn Rußland erkläre, um Besarabiens willen keinen Krieg führen zu wollen.

Das ist die eine große Klippe, die zur Zeit noch in dem System der Nichtangriffspakte in Osteuropa haftet. Aber selbst wenn es gelingen sollte, sie zu schließen, so bliebe noch eine andere, die den Wert der Nichtangriffspakte für die Aufrechterhaltung des Friedens in Osteuropa erheblich herabmindert. Es ist die Wilnafrage.

Die Wilnafrage ist zwar in erster Linie ein litauisch-polnisches, gleichzeitig damit aber auch ein polnisch-russisches Problem, da Rußland als der Vorbesitzer des Dinagabietes in dem polnisch-russischen Vertrag von Riga vom 18. März 1921 zwar auf das Dinagabiet an sich verzichtet, damit aber in keiner Weise die durch den Handelsvertrag des Generals Seligowski und die Entscheidung der Völkerverkonferenz vom 25. März 1923 in Wien geschaffene besarabische Frage als für es rechtsverbindlich anerkannt hat. Rußland hat im Gegenteil sowohl gegen den Handelsvertrag des Generals Seligowski als auch gegen die im mehr oder weniger sanktionierende Entscheidung der Völkerverkonferenz Einspruch erhoben und sich im Rigaer Vertrag lediglich verpflichtet, jede Vereinbarung anzuerkennen, die Polen und Litauen hinsichtlich des Dinagabietes abschließen würden. Es vertritt den Standpunkt, daß, da eine solche Vereinbarung bisher

Die Gefahrenpunkte Osteuropas



nicht zu Ende gekommen sei, für Rußland nur die Bestimmungen des russisch-litauischen Vertrages vom 12. Juli 1920, der Litauen als rechtmäßigen Besitzer von Wilna anerkennt, in Frage kämen. Dilem Standpunkt hat die Sowjetregierung auch bei Abschluß des russisch-litauischen Vertrages vom 28. September 1926 in nicht mißzuverstehender Weise Ausdruck gegeben und ihn auch in dem sich hieran anschließenden polnisch-russischen Notenwechsel mit Nachdruck vertreten. Die Sowjetregierung hat in Artikel 1 des Vertrages vom 28. September 1926 das volle Inkraftbleiben der Bestimmungen des Vertrages vom 12. Juli 1920 anerkannt und in einer Begleitnote an die litauische Regierung noch einmal ausdrücklich betont, daß sie in dem Handreich des Generals Salskiwitsch lediglich ein politisches Grenzverletzung sehe. Weiterhin ist in ihrer Antwort auf den polnischen Einspruch hiergegen die Zurückweisung dieses Einspruchs auf die Entscheidung der Völkerrechtskonferenz abgelehnt und die Zukünftigkeit der Völkerrechtskonferenz oder einer anderen Vertretung dritter Staaten zu einer solchen Entscheidung bestritten. In diesem Standpunkt der Sowjetregierung hat sich auch durch den neuen polnisch-russischen Nichtangriffspakt nichts geändert, da dieser, wie den Vertrag von Rapallo, so auch den russisch-litauischen Vertrag vom 28. September 1926 nicht berührt.

Der Ende Januar paraphierte polnisch-russische Nichtangriffspakt läßt somit zwei der wichtigsten und gefährlichsten ozeuropäischen Streitfragen noch offen. Wohl aber ist es möglich, der ukrainischen Frage als dem dritten Kernproblem in Osteuropa eine für Rußland günstige Wendung zu geben, indem es politischen Beziehungen einen Riegel vorschiebt, die darauf hinauslaufen, die unter russischer Herrschaft stehende Ukraine von Rußland loszureißen und durch Errichtung eines eigenen ukrainischen Staates bis zum Dnieper unter gleichzeitiger föderativer Angliederung desselben an Polen der ukrainischen Frage ihre Gefährlichkeit für Polen zu nehmen. Ihr Haupt-

vertreter ist bekanntlich Marshall Piłsudski. Sein Ziel ist, auf diese Weise den großpolnischen Gedanken in Osteuropa und damit auch die Machtstellung Polens zu sichern. Diese polnischen Zielsetzungen traten zum erstenmal im Jahre 1920 in die Erscheinung, als Piłsudski mit dem ukrainischen Ataman Petljura ein diesbezügliches Abkommen schloß und im Anschluß daran zum Zweck der Umsetzung schritt. Ihr damaliges Ergebnis war ein schwerer Mißerfolg Piłsudskis. Die Polen wurden von den Sowjetern geschlagen. Sie konnten nur mit Mühe und mit französischer Hilfe an der Weichsel der russischen Flut Herr werden. Piłsudski mußte auf die Durchführung seiner ukrainischen Pläne verzichten, ohne sie damit aber endgültig aufzugeben. Ein Beweis hierfür waren Derzhanjagen, die in den Sommermonaten 1920 und 1921 zwischen Polen und Rumänien stattgefunden und sich nicht anderen Fragen in erheblichem Maße auch mit dem ukrainischen Problem befaßt haben. Sie sollten der polnischen Politik neue Grundlagen für eine Lösung dieses Problems im polnischen Sinne schaffen, an der auch Rumänien interessiert ist, weil sie es von der ständig drohenden Nachbarfrage Rußlands befreien und ihm den Besitz Besarabiens sicherer stellen würde, als dies heute der Fall ist.

Diese Bestrebungen sind Polen aufzugeben müssen, wenn es den Nichtangriffspakt mit Ausland wirklich ernst meint. Solche Preisgabe wäre wenigstens ein positives Ergebnis der Politik in Osteuropa. Mit ihr wäre bereits viel für den Frieden in Osteuropa getan, soweit dieses Ergebnis nicht durch die Nichtregulierung der Besarabiensfrage und der Wilnafrage wieder zunichte gemacht wird. Darüber hinaus aber ist man in der Politik in Osteuropa soweit sie von Frankreich und Polen ausgeht, nichts anderes als einen neuen Verzicht dieser beiden Länder sehen können, ein neues Sicherheitsventil für die unmöglichen Friedensbestrebungen und den durch diese in Europa geschaffenen Zustand zu schaffen.

Das Vertragssystem in Osteuropa



Die Sanierung der Donaustaaten / Von Dr. Ottomar Raff

Die Not der sogenannten Donaustaaten ist zwar nicht neu, ist aber plötzlich Gegenstand der aktuellen großen Politik geworden. Sie ist wie die allgemeine Weltwirtschaftskrise im Grunde genommen durch die Bruchstücke der Friedensverträge verursacht, die Europa eine neue Ordnung nach rein politischen Gesichtspunkten und unter völliger Mißachtung der wirtschaftlichen Zusammenhänge dekretiert haben. So ist es erklärlich, daß besonders Österreich und Ungarn in eine immer schwerere Krise geraten sind. In dem fast rein agrarischen Rumänien und Jugoslawien wirkt sich die allgemeine Agrarkrise in katastrophaler Weise aus. Dagegen kann die Tschechoslowakei eigentlich nicht in den notleidenden Donaustaaten gerechnet werden, denn ihr reiches Erbe hat sie bisher so großen wirtschaftlichen Erschütterungen erwidert. Dennoch erhebt sie Anspruch, in die Hilfsaktion der Donaustaaten einbezogen zu werden, und hat mehr Recht müßte allerdings dabei das schwer um seine wirtschaftliche Existenz kämpfende Jugoslawien berücksichtigt werden. Diese Staaten haben auch bisher ihre finanziellen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten nur dadurch einigermaßen überbrückt können, daß sie immer wieder Anleihen aufgenommen haben. Daß diese Entwicklung schließlich zu einem Zusammenbruch führen müsse, war allen einsichtigen Wirtschaftspolitikern klar. Die zahlreichen Konferenzen und Verhandlungen, die zu dem Zweck geführt wurden, um eine Befreiung der Lage herbeizuführen, sind ohne jedes praktische Ergebnis geblieben. Trotz der eigenen großen Wirtschaftsjorgen hat das Deutsche Reich stets regen Anteil besonders an dem Schicksal Österreichs und Jugoslawiens genommen. Aus seiner starken Hilfsbereitschaft für Österreich ist vor etwa einem Jahr auch der Plan einer deutsch-österreichischen Kollektion entstanden, die als wirtschaftliche Hilfe zunächst für Österreich, dann aber auch für alle anderen Staaten gedacht war, die sich anschließen wollten. Dieser Verzicht einer wirtschaftlichen Außenpolitik ist seinerzeit aus politischen Gründen bereitwillig worden, ohne daß aber auf einem anderen Wege Hilfe gebracht worden wäre.

So glaubte Österreich in seiner wachsenden Not zu einer Art Selbsthilfe zusehen zu müssen. Am 16. Februar hat Bundeskanzler Burckh von dem Wiener Diplomaten die bekannte Erklärung abgegeben, daß Österreich zwecks Befreiung der wirtschaftlichen und finanziellen Lage besondere Maßnahmen ergreifen müsse, für die es das Verständnis und die Unterstützung der in Betracht kommenden Staaten erbat. Die österreichische Regierung hat dabei vor allem an die Ein-

schränkung der Einfuhr und die Hebung der Ausfuhr gedacht, was jedoch nur unter Aufhebung der Meißelbegünstigung zu erreichen ist.

Auf diesen österreichischen Appell hat die deutsche Regierung am 3. März dahin geantwortet, daß sie sich bereit erklärt, Österreich Präferenzquoten zu gewähren unter der Voraussetzung, daß auch die anderen Staaten dabei mitwirken und daß die Meißelbegünstigung in diesem Falle von anderen Staaten nicht in Anspruch genommen wird. Fast zu der gleichen Zeit hat der französische Ministerpräsident Cardin zuerst im Finanzanschuß der Kammer Erklärungen abgegeben, daß er eine wirtschaftliche Zusammenarbeit der fünf Donaustaaten (Jugoslawien bleibt in diesem Vorschlage merkwürdigerweise unberücksichtigt) auf der Grundlage von Präferenzquoten betreiben werde. Er hat dabei die italienische und englische Zustimmung schon vorweggenommen. Die deutsche Regierung war zwar über derartige Pläne uninteressiert, die sich auf die Sanierung der genannten Staaten beziehen. Sie hatte aber von dem französischen Projekt bis dahin nur durch Andeutungen in der französischen Presse erfahren und war offiziell davon nicht in Kenntnis gesetzt worden. Zwischen der deutschen Zeitung in Wien und dem französischen Senat besteht also kein Zusammenhang darin, daß beide Vorschläge dieselbe Ziel verfolgen. Erst einige Tage nach dieser Erklärung in der französischen Kammer hat der biesige französische Botschafter dem Staatssekretär im Auswärtigen Amt offiziell Mitteilung über diesen sogenannten Cardevischen Plan gemacht. Im wesentlichen besteht dieser darin, daß die genannten fünf Staaten zu einer wirtschaftlichen Zusammenarbeit vereinigt werden sollen, daß sie sich gegenseitig Präferenzen gewähren. Erst nachdem die fünf Staaten geeinigt haben, folgen die Einzelheiten zu dem Vorschlage dieser Staaten Stellung nehmen. Die Franzosen haben zu zweifellos zunächst die Absicht gehabt, bei ihrer Aktion Deutschland soweit als möglich zu übergehen. Sie haben dann aber schließlich in der Erkenntnis, daß derartige Pläne ohne Mitwirkung und Zustimmung Deutschlands nicht verwirklicht werden können, später sich dazu bereit gefunden, die Mitwirkung auch von Deutschland zu erbitten, wobei es dahingestellt sein soll, ob sie dabei nicht nur an eine Zustimmung oder auch an eine Beteiligung Deutschlands denken.

Jedenfalls haben der deutsche Vorschlag und der französische Plan in gleicher Weise Präferenzquoten als Ausgangspunkt. Während aber Deutschland bereit ist, Österreich Präferenzen zu bewilligen, wie es für gewisse Agrarprodukte bereits Ungarn und

Rumänien angeboten hat, glaubt Cardieu, daß schon Präferenzen, die die Donaustaaten sich gegenseitig gewähren, zu deren Sanierung ausreichen. Bei einer näheren Betrachtung der wirtschaftlichen Struktur der Donaustaaten ergeht es sich mit aller Klarheit, daß nur die deutsche Anregung zu einem positiven Ergebnis führen, der französische Vorschlag aber niemals mit Erfolg verwirklicht werden kann. Denn die Wirtschaften dieser Staaten sind keineswegs so ausgeglichen, daß sie sich auch nur annähernd ergänzen könnten. In dem Raume der fünf Donaustaaten bleibt nach Deduktion des eigenen Bedarfs ein Überschuß von mindestens 25 Millionen Doppelzentner Getreide übrig, der nur außerhalb dieses Raumes Absatz finden kann. Den Agrarstaaten wäre also durch eine solche Kombination allein nicht geholfen, die schwächeren Kanarwirtschaften in Österreich und in der Großschwarzerel wären aber der Vernichtung preisgegeben. Ebenso würden die schwächer österröische und ungarische Industrie die Konkurrenz der viel stärkeren tschechoslowakischen Industrie nicht aushalten können, wobei es noch fraglich ist, ob auch die tschechoslowakische Industrie, die für sich von einer solchen Kombination vielleicht einen großen Aufschwung erhofft, in den keineswegs kaufkräftiger gewordenen Agrarstaaten genügenden Absatz finden könnte.

Dieser Schlage entsprechend hat der Cardieusche Plan auch in allen Donaustaaten eine recht frühe Aufnahme gefunden. Man vertritt sich in seiner Richtung für eine wirtschaftliche Krise von dem französischen Plan. Besonders bemerkenswert ist die Opposition, die er in der tschechoslowakischen gefunden hat, nicht nur in den Agrarkreisen, die natürlich vor allem eine schwere Schädigung ihrer Interessen befürchten. Mit einer kaum zu erwartenden Schnelligkeit hat Italien inzwischen schon auf den französischen Vorschlag geantwortet. Man braucht nicht so weit zu gehen und die italienische Antwort als eine entschiedene Ablehnung auszulassen. Aber sehr stichhaltige Bedenken sind darin von Italien gegen den Plan als solchen wie auch gegen

das angeregte Verhandlungsverfahren geltend gemacht worden. Dem deutschen Standpunkte kann man zustimmen, wenn die italienische Antwort starke Zweifel an dem Gelingen eines solchen Planes überhaupt erhebt und wenn sie vorläufig, daß die europäischen Großmächte, also auch Deutschland, von vornherein zusammen mit den beteiligten Donaustaaten über das vorliegende Problem verhandeln müßten. Die italienische Stellungnahme hat den französischen Plan ins richtige Licht gesetzt und kann dazu beitragen, daß man auch auf französischer Seite bei der Weiterbehandlung des Projektes mit den gegebenen Tatsachen rechnet. Jedenfalls wird schon in den nächsten Tagen die Entscheidung darüber fallen, ob die Franzosen an der von ihnen vorgeschlagenen Verhandlungsmethode (genügend also nur Verhandlung der fünf Donaustaaten unter sich) festhalten oder der italienischen Anregung Rechnung tragen.

Deutschland selbst hat in dieser Frage eine äußerst harte Position. Nicht nur, daß es neben Italien vor allem als Absatzgebiet für den Getreideüberschuß aus den Donaustaaten in Betracht kommt. Es ist auch sonst in allen diesen Ländern der beste Kunde, den niemand entbehren möchte. Zu all diesem kommt, daß Deutschland sich, wenn es notwendig ist, auf seine Meißbegünstigung zurückziehen kann, die nicht unberücksichtigt bleiben darf, wenn man Europa nicht in ein unentwertbares Wirtschaftschicksal führen will. Das soll jedoch nicht heißen, als ob zugleich dem deutschen Vorschlag an Österreich und dem französischen Diktum unüberwindlicher Gegenstand befände. Man kann sich im Gegenteil wohl eine Kombination zwischen den beiden denken, die ein präussisches Ergebnis im Interesse aller Beteiligten ermöglicht. Voraussetzung dafür ist aber, daß es der Gegenseite wirklich ernst ist um die Erreichung eines rein wirtschaftlichen Zieles ist und diese Aktion nicht zu einem politischen Experiment mißbraucht wird, dessen Folgen in erster Linie die notleidenden Donaustaaten schwer schädigen müßte. Das Gelingen dieser Pläne ist daher davon abhängig, daß Deutschland daran aktiv beteiligt ist.

Das Erlebnis der Baukunst bei Goethe / Von Dr. Paul Ferdinand Schmitt

Die Entstehungsgeschichte des bekannten „roten Fadens“ hat Goethe in seinen Wahlverwandtschaften dargelegt. In der englischen Marine war alles Tauewerk mit einem roten Faden durchflochten, der durch seine Größe das Einströmen der Meere begrenzte. Und eben wie das schöne Gleichnis auf Goethe selber und sein Verhältnis zu den Künsten an, das ihm so wert und wichtig war, so können wir sagen: es war die Architektur, deren Werke sich wie ein roter Faden, oft aufstauend und fast verschwindend, durch seine Beschäftigung mit Arbeit und bildender Kunst ziehen.

Am Anfang und am Ende dieses langen Lebens stehen je ein Dom und ein Bürgerhaus: sein Vaterhaus am Hirschgarten und der Dom von Frankfurt; und neben dem stattlichen Haus der Erzählung am Fronenplan in Weimar, das ihm sein Großvater Karl August überliefert hatte, und in dem er geboren ist, der Kölner Dom, den er durch die Wasserfälle kennengelernt, mit dem Freiherrn von Stein 1811 besuchte und noch kurz vor seinem Tode ebenfalls als wichtiges mittelalterliches Baudenkmal hervorgehoben hat.

Das Sterbehause in Weimar ist in jeder Beziehung wichtiger als das Patriarchenhaus seine Heimatstadt Frankfurt, von dem er ausging. Aber hier interessiert uns weniger der Unterschied eines bürgerlichen Heims der Rokokozeit und eines Ministerpalais aus der Biedermeierzeit, als die Verwandtschaft im Geistigen. Die geringeren Abmessungen des Vaterhauses verhindern nicht, daß auch hier, wie in Weimar, eine fast königliche Größe den repräsentativen Eindruck von Weltfähigkeit der Bewohner vermittelt und die Zimmer Anstrich und bleibendes Wesen des herrlichen Mannes verkünden, der aus der charaktervollsten Frühzeit des Bürgertums hervorgegangen ist und von Anfang an bestimmt und ausgerollt war, fern allen kleinlichen Sorgen um den Höfen der Menschheit zu wandeln.

Der frankfurter Dom aber bedeutet uns raugendes Symbol des mittelalterlichen Charakters seiner Vaterstadt, für den Knaben Goethe war freilich wohl der Kölner, das altbekannte Rathaus,

symbolischer Höchstwert der Heimat, dem er in Dichtung und Wahrheit bei Gelegenheit der Kaiserkrönung 1765 mit höchster Prachterhaltung des Wortes ein Denkmal setzte. Grundrissbar wurden dennoch das heimliche Wesen der neuen Altstadtkirchen mit ihren schönen, übertragenden Stufenhörsälen und der Dom für den Dichter des „Faust“, dessen erster Teil uns die architektonischen Raumlebnisse seiner frühen Jugend festbar bewahrt hat; dergestalt, daß noch vierzig Jahre später Cornelius von eben diesen Säulen in Frankfurt die Inspiration zu seinen Faustspielen empfing; und daß wir heute noch ihren alten Zauber im Bezirk zwischen Dom und Hirschgarten voll empfinden können.

Der zweite nachhaltige Eindruck dieses vorbildlichen Dairns stammt abermals aus einer reichströmen Großstadt des Mittelalters: aus Straßburg, und ihr unerreichter Gipfel ist das herrliche Münster: weil es dem jugendlichen Studenten 1771 den selben starken Eindruck brachte, in seiner grandiosen Einheit mit der Stadt, die mittelalterlich engen Gassen als „Stabkirche“ beherrschend, wie noch heute für jedes empfindliche Gemüt die überdeutliche Wesenheit der heftig umschwebenden Stadt in dem feinsten Springbrunnen des Münsterturms als in einem unerschöpflichen Symbol erlebt. Vor allem aber, weil Goethe hier sich zu seinem schönsten Hymnus „Von deutscher Baukunst“ entlammte, „den göttlichen Manen Erwins von Steinbach geweiht“.

Dieser Essay, von Herbers wohlwolligen Einfluß angeregt, bedeutet in der umfangreichen kunstwissenschaftlichen Tätigkeit Goethes einen Höhepunkt: er ist wieder erlöhnt hat, weil er hier mit wahrhaft selbstlicher Tiefe aus dem Dunkel der Dergesehenheit das Empige deutscher Art und Kunst herausgehoben hat, das wir seitdem als unerleubarbares Erbe mit uns zugegen haben, heute mit tieferer Berechtigung denn je.

Es bildet eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der deutschen Geistesgeschichte und vor allem bei Goethe, ihrem härtesten und vielseitigsten Schöpfer, daß die Sehnsucht nach einer fremdartigen und unerreichbaren



... dann schaute ich links auf den trüben Dom des heiligen Franziskus ... Goethe in der ersten „Jahresfeier“

Art eine überragende Rolle spielt. So war es schon bei Dürer, der sich um die „große, fremde Schönheit“ der italienischen Renaissance bemühte; so war es bei Winkelmann, der sein ganzes Dasein der Erkenntnis antiker Kunst widmete; und nicht anders war es bei seinem jüngeren Zeitgenossen Goethe, der von Winkelmanns Lehre in seiner Jugend einen so starken Eindruck empfing, daß sie für seine ganze Kunstanschauung bestimmend wurde.

Man muß die geistigen Hintergründe kennen, um zu verstehen, weshalb Goethe ein „Klassizist“ wurde, d. h. ein unbedingter Verehrer des klassischen Schönheitsideals, vornehmlich der Griechen. An sich ist es schwer verständlich, daß ihn so starke Jugendeindrücke wie die von seiner Vaterstadt und von Straßburg, nicht zum Romantiker und Bewunderer altdeutscher Kunst gemacht haben, wie seine späteren Zeitgenossen; ging er ihnen doch mit dem leuchtenden Beispiel seines Hymnus auf das Straßburger Münster voran! Denn wir dann aber erfahren, daß er wenige Jahre später ganz und gar von seiner Bewunderung Dürers und der Gotik abgetrennt ist und sein einziges Lebensziel „Italien“ heißt, so werden wir nicht fehlgehen, wenn einen Durchbruch des andern Prinzips zu sehen, das die deutsche Kultur nun für ein Jahrhundert beherrschen sollte. Die Eindrücke seiner Jugend und der wohlwärtigen, in nationalem Sinn wirkende Einfluss Herders weichen gänzlich vor dem Dogma Winkelmanns zurück und der der Schönheit, Italien und das ewige Rom als Stätte jener großen Schönheit zu sehen.

Man darf bei diesem Umbruch seiner Gesinnung nicht vergessen, daß ihm schon als Knaben von seinem Vater Italien als Ziel aller Lebenswünsche dargestellt war, und daß er in den Kupfer-Plänen Piranesis die Bauten Roms auf eine wunderbare und phantastisch erhöhte Art kennen gelernt hatte. Die Riesenblätter Piranesis vermögen ja noch heute auf phantasiebegabte Menschen faszinierend zu wirken. Kein Wunder, daß Goethe nicht ruhte, bis er Weimar entflohen und durch die berühmte Porta del Popolo in die Stadt seiner Träume eingezogen war.

Er hat Rom gründlicher kennengelernt, als es heute irgend jemand möglich ist. Damals bestimmten die Baumrümpfe aus dem Altertum, die Thermen und Kaiserpaläste, das Forum, das Colosseum usw. noch in weit malerischer Fülle das Aussehen der herrlichen Stadt. Und Goethe war der Mann, sich daraus das



Minerva-Tempel in Rom. In der „Italienischen Reise“ schreibt Goethe: „Ein beißender Tempel, wie er sich für eine so kleine Stadt hätte, und doch so schön gebaut, so vollkommen, daß er überall glänzen würde“

herzog Karl August schenkte, für die Vorherrschaft solcher Gedanken; weniger in seiner äußeren Erscheinung, die in ruhigen, vornehm-fachlichen Formen des 18. Jahrhunderts errichtet ist, als im Innern, das er wie einen Tempel seiner Erinnerungen an Rom mit Wandgemälden, Gipsabgüssen und auf Italien bezüglichen Bildern eingerichtet hat. Hier empfing er als verehrtes Oberhaupt des geistigen Deutschlands seine

Besucher, und von hier aus ließ er seine Kunsturteile, die dem deutschen Volk das klassische Ideal für ein Jahrhundert eingeprägt haben. Wie sehr er an dem fortleben der Antike teilgenommen hat, beweist vor allem die begeisterte Zustimmung, die er den Werken des größten deutschen Dichters seiner Zeit zuteil werden ließ. Friedrich Schinkel, der preussische Grieche, der römische Berliner, war mehrmals bei ihm in Weimar, und Goethe hat mit seinem Beifall für dessen ausgezeichnete Bauten, wie das Alte Museum, die Hauptwache, das Schauspielhaus in Berlin, nicht gefertigt. So hat sich seine Beziehung zu dem Lebendigen, die ihm immer am Herzen lag, schließlich an der rechten Stelle und bei dem rechten Mann bewahrt, der Schinkel war.



Das Innzimmer im Weimarer Goethehaus

Die Forderung des Europagedankens

Von Prälat Innozenzprofessor Dr. Georg Scheiber, M. d. R.

Das nachfolgende Kapitel entnehmen wir einer äußerst interessanten Schrift „Das deutsche Volkstum und die Römer“, die im Rahmen der „Deutschen Volks- und Kulturgeschichte“, „Schriften zur deutschen Welt“ (Gilde-Verlag, Köln) liegen erscheint.

Wer heute die Innozenzpolitik berührt, muß sich im Grunde genummernt mit der europäischen Idee auseinandersetzen. Diese wächst derzeit und jenseits aller Einbusassmen. Denn Erlaubt bei der Dörferebundersammlung den Antrag einbrachte, an die politische Organisation der Europäischen Union heranzugehen, so steht ein solches Vorgehen an der ungeheuren Schwere der Realitäten fast

gefilientlich vor. Der deutsche Außenminister konnte am 15. September 1951 mit Recht in Oben bemerken, jeder Antrag sei verurteilt und verfallt der Ablehnung, wenn er zur Abfirmierung gestellt werde. Aber gleichwohl zeigt dieser Organisationsvorschlag, daß die europäische Idee in sich fortgeschritten, auch wenn sie in dem europäischen Studententum des Dörferebundes keine befriedigende Vertretung findet.

Der Weg des europäischen Gedankens ist im Grunde genommen uralte. Schon die Zeit von Comenius, Hoffert und Keibitz drängte in einer Wiederaufnahme mancher mittelalterlicher

Universalismen, in der Bejahung einer fast zeitlosen Friedensgenussung auf „Nationen“ auf eine überstaatliche Sammlung der so zerplitterten europäischen Geistigkeit. Doch hat Rousseaus weltbürgerliches Wort „Al n'y a plus que des Européens“, das bei Franck von Staël einen bewußten Widerhall fand, inzwischen manche innere Wandlung erfahren. Literarisch wie politisch. Der im Zeitalter der Romantik neu formulierten europäischen Gedanke, der mit Fichte, Friedrich von Schlegel, Novalis, Adam Müller, Graf Platen teils unter Weiterführung, teils in Abwendung des älteren Kosmopolitismus (christlicher Staatenbund, ill. Allianz, confœderatioes Benfen, Befennnisausgleich, kulturelle Einigung, europäisches Konzert als Vereinigung von europäischen Mächten zur friedlichen Beilegung von Streitigkeiten gemäß dem Vertrag von Chaumont 1814) zielt, sollte nach seinem weiteren Ablauf (Starkes Gefühlsbetätigung der Zusammengehörigkeit der germanischen und romanischen Völker) und in seiner Verwirklichung (Nietzsches Ideal der über die „Völkereifersucht“ hinausgreifenden allgemein-europäischen aristokratischen Kultur, Scheler, Bréand, Stresemann, Hollanion, Coudenhove-Kalergi, der europäische Kulturöberalismus (Tampieri) die Minderheiten herbeizuführen in sich aufnehmen. Als Defensivbestenheit. Als wahrhaft gute „Europäer“ verhalten sich gegenwärtig die meisten unabhängigen Völker. Diese Kontinentalverflechtung sollte auch entsprechende praktische Folgerungen ziehen, die das europäische Bewußtsein bereichern. So sollte sie gegen jene individuelle und verengende Auffassung des Minderheitenrechtes Stellung nehmen, die nur einige Einzelertrage kennt. Sie sollte sich in Genuß gegen ein Minderheitenverfahren wenden, das den Eingestalt in unbedringlicher Kajusheit isoliert, das gleichzeitig die Minderheitenansuisse verengt. Sie sollte in diesen Gebundenheiten Rückschritte erblicken, da es bereits in der Vorkriegszeit ein sterreichisches Nationalitatenrecht gab, das mehr als die Genfer Praxis bot.

So bietet sich an den Minderheiten her eine Auffassung des Programms, die es auf moralische Eroberungen abstellt. Das wäre in mehr als einer Hinsicht erwünscht. Der gesunde Europaismus kann sich nicht darin gefallen, daß er lediglich eine Defensivrolle gegenüber anderen Kontinenten und dem Amerikanismus aufreicht. Er ist eine freiheitliche und kulturhaltige Idee. Er will neue Weiten vermitteln und gibt sich als eine beglückende Fernsicht. Er muß darum auch ein hohes Maß von Bereitschaft und Aufgeschlossenheit mit sich führen, wenn sein innerer Gehalt an neuen Fragestellungen zu messen ist. Dieser Frage des Nationalitatsrechtes handelt es sich um die Bewährung seiner bostlichen Eigentum, um die Erhaltung des Reichthums an Volkstumsgut.

Wenn der Europeogedanke in beachtlicher Anfechtung an den Völkerbund die wirtschaftliche Bedingtheit und Verbundenheit der

europäischen Produktions- und Absatzgebiete, Sanitares und Verkehrspolitik herausarbeitet, so kann das nur einen bescheidenen Auschnitt seiner Aktivität darbieten. Darüber hinaus muß ihm noch mehr daran liegen, den Reichtum und die Vielgestaltigkeit der europäischen Kulturentwicklung, vor allem jene hohe Geistesfertigkeit zu erhalten und zu vermehren, die zwischen dem Mittelmeer und den germanischen Nordmeeren als magnetisches Flutium waltet. Diese feinfühlige und feingliederige seelische Bewegtheit, die überaus große Fülle der Kulturpersonlichkeiten, die reformerische Kraft von Zeitaltern, die immer wieder als Renaissance und als Erneuerungen aufeinanderberufen, diese ungemine Fruchtbarkeit in einer nie endenden Evolution, die anwachsende Diversität des im Grunde genommen einheitlichen Lebensfeldes, die große aktive Erbschaft und das Geheimnis europäischer Erbinheit: das alles ist gewissermaßen der Widerschein der reichen horizontalen Entwicklung, der fruchtbareren Kleiderland und des gemagten Klimas, in denen vom Geopolitischen her das astische Festland übertroffen wird. Aber diese europäische Geistesfertigkeit verflucht, wie eine Atriofratzie sich bindet. Unerschliches und Unerleertes mischt sich hier mit Unvollendetem und mit Zukunftstreiben, das noch nicht geformt ist. Jenes Plus an Kultur, das diesen Erdteil auszeichnet, darf nicht ein Plus der Zivilisation abfinden. Jenes Mehr an geistiger Formgebung darf nicht im extremen Nationalismus und an eiferfuhriger Individualismus in ein Minus an Gemeinschaftsgefühl verflucht werden. Denn diese Europeogebilde, jenseit neue Antriebe und sozial geistvolle Promotoren er in der Nachkriegszeit auch gewann, sieht im Grunde genommen in schweren Krisen. Alle europäischen Zusammenhänge haben im Weltkrieg, fast mehr noch in der Nachkriegszeit, außerordentlich gelitten. Die Lehren von Hobbes triumphierten über Leibniz. Wilson unterlag Clemenceau. An mehr als einer Stelle siegte die Gewalt über das Recht. Machtstarke Staatenprodukte verdrängten naturhaft entwickelte Volkstumsgestalten. So wurde der Europaismus, sozial man auch so ihm redete, so sehr man ihn auch zum Gedanken der Vereinigten Staaten“ von Europa feierte, in seinen tiefsten Grundlagen bedroht. Sollte doch das innerste Wesen dieser europäischen Idee nicht bloß auf den äußeren wirtschaftspolitischen und staatspolitischen Zusammenstoß, sondern auch auf ein lebensvolles Ethos und auf eine Revision der geistigen Grundhaltung abgestellt sein. Er zielt seiner ganzen Natur nach auf Gerechtigkeit und Humanität, auf moralische Entwaffnung und materielle Abrüstung. Er sollte sich in einer Geschicklichkeit buhigen, die kein Gildes verewaltigt, sondern den lebensvollen Zusammenhang organisch empfindet und pflegt. Eine Exemption des Minderheitenrechts, die die Minoritäten in ein Ethos und in einen Abscheuewinkel verweist, wird innerlich unmöglich, wenn das Streben nach einer kontinentalen Minderharmonie ernst genommen werden soll.

Politische Chronik

Vom 27. Februar bis 13. März

Ausland:

England, Amerika, Frankreich und Italien unternehmen einen neuen Schritt in Tokio (26. 2.). — Henderson wird zum Präsidenten des Politischen Ausschusses der Abrüstungskonferenz gewählt (27. 2.). Die Japaner unterbreiten den Mächten in Sanghai Vorklarungen für die Schaffung einer neutralen Zone. An die zwölf Ratsmitglieder überreicht Japan eine Note, in der als Voraussetzung für die Beendigung der Feindseligkeiten in Sanghai die Zurückziehung der chinesischen Truppen um 20 Kilometer gefordert wird (29. 2.). — Die Untersuchungskommission des Völkerbundes, die die Verhältnisse in der Mandchurien prüfen soll, trifft in Tokio ein (29. 2.). — Japanische Truppentransporte auf der Ostchinesischen See werden von Moskau gestoppt (29. 2.). — Im politischen Sejm wird ein Schulgesetz angenommen, das die Rechte der Minderheiten beschneidet (29. 2.). — Zwischen Danzig und Moskau werden die diplomatischen Beziehungen wieder aufgenommen (29. 2.). — In Finnland kommt es zu einem neuen Kappo-Putsch (29. 2.). — Die Chinesen ziehen ihre Truppen aus Sanghai zurück (2. 3.). — Zwischen Deutschland und Italien wird ein Zusatzabkommen zum Handelsvertrag abgeschlossen (2. 3.). — In Gen wird die außerordentliche Volkerbundsversammlung eröffnet, die auf Antrag Chinas einberufen wurde (3. 3.). — Die deutsche Reichsregierung richtet eine Note an die sterreichische Regierung, in der sich die Reichsregierung bereit erklärt, Österreich die Vorkausgalle einzuräumen (5. 3.). — Auf der deutsch-französischen Volksfront in Moskau wird ein Aktentat ausgetauscht (5. 3.). — Bei Übergabe eines Aide-Memoire über Hislamoghanen für die Donauländer bringt der französische Volksdotter in Berlin den Wunsch seiner Regierung zum Ausdruck, daß sich Deutschland an den Arbeiten für den europäischen Südosten beteiligen möge (5. 3.). — In Paris stirbt Alcide Briand (7. 3.). — Auf die französischen Donauplane antwortet Italien mit Gegenentwürfen (8. 3.). — Eine grunbastliche

Entscheidung der vier Signatarmachte des Neufestaltens steht vor, den Fall Botter dem Schiedspruch eines neutralen Oberhauptes zu unterbreiten (9. 3.). — Die Volkerbundsversammlung nimmt im japanisch-chinesischen Konflikt eine Erklärung an; darauin verortigt sich die Verdammlung (11. 3.). — Zum Präsidenten des Christen Freistaates wird de Dalera gewählt (9. 3.). — Der ehemalige chinesische Kaiser Pu Yi lahst den Eid als Staatsoberhaupt des neuen mandchurischen Staates (10. 3.).

Reich:

Die Reichsbank senkt ihren Diskont von 7 auf 6 v. H. (8. 3.). — Ende Februar beträgt die Zahl der Arbeitslosen annähernd ebensoviel wie Mitte Februar, nämlich rund 6 128 000. — Bei einem Studentenempfang ernannt Reichspräsident von Hindenburg die Studenten zum Einzeltag (9. 3.). — Das Reichswehrministerium teilt mit, daß in der Zeit von 1. Januar bis zum 1. März 1932 insgesamt 63 kommunische Verwaltungsverordnungen in der Reichswehr gemeldet wurden. — Zum Schutze der Wirtschaft wird eine neue Notverordnung erlassen (10. 3.). — Reichspräsident von Hindenburg hält eine Ansprache über alle deutschen Sender, in der er die Gründung zur Annahme seiner Kandidatur darlegt und einen Ratsschick gibt auf seine bisherige Amtszeit (10. 3.). — Zur Reichspräsidentenwahl hält Reichskanzler Dr. Brüning eine Rede, die über alle deutschen Sender verbreitet wird (11. 3.). — Die Reichspräsidentenwahl bringt für Hindenburg 18 661 756 = 49,6 v. H. der abgegebenen Stimmen (13. 3.).

Kander und Gemeinden:

Reichsfinanzminister Dr. Goerdeler verbindet durch amtliche Bekanntmachung die Erhöhung des Zootreffes in Groß-Berlin (28. 2.). — Der preussische Haushalts für das Jahr 1932 wird vom Staatsrat genehmigt (10. 3.).

Zur Zeitgeschichte

Frédéric Briand / Von Prof. Dr. Otto Hoegsch

So sehr Briand ein europäischer Staatsmann geworden war, in erster Linie gehört sein Wirken der französischen Geschichte an. Seine Kaufbahn war groß und bedeutend in der Innenpolitik gewesen, längst ehe er an die Außenpolitik kam. Was er in der Innenpolitik getan hat, in der Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche und überall sonst, bestimmt durch eine links-bürgerliche Weltanschauung, das gehört erst recht der französischen Geschichte an, und die dritte Republik zählt ihm mit voller Berechtigung zu den bedeutendsten Staatsmännern, etwa im Range selbst von Walder-Rouffien.

Links-bürgerlich jagten wir nicht: Bourgeois. Das war Briand nach seiner Seite hin, wollte und konnte er nicht sein; nicht nach Herkunft und Lebensgang, nicht nach Lebensumwelt und Lebensauffassungen. Er trat auch gar nichts an sich dem Zuge des französischen Bourgeois. Bei aller Saloppheit des Auftretens war in ihm auch gar nichts „Spießiges“, ganz im Gegenteil, und dieses Gegenteil im besten Sinne gemeint. Form, Stil, Ausdrucksweise, alles das trug an ihm den Stempel einer feinen Kultur, in der freilich eine besonders tiefe Bildung kaum zum Ausdruck kam. So war in seinem Wesen ganz ohne Fäulnis ein (nur dieses französische Wort paßt) Charisma, der seinen Gesprächspartnern im politischen Kampf oft gefährlich werden konnte.

Von Haus aus ist er ja Sozialist gewesen. Nur bei wenigen Franzosen dringt aber der Sozialismus wirklich tief, bildet er eine wirklich bestimmende Auffassung von Wirtschaft, Gesellschaft und Staat. So sind bei Briand auch die Grenzen sehr verflissen und Wandlungen möglich geworden, wie bei manchen anderen französischen Sozialisten. Immerhin, in seiner letzten Rede vor dem Dölkbund im September 1931, als er die Weltwirtschaftskrise streifte, nicht eben tief, aber doch tief, drangen sozialistische, jedenfalls durchaus nicht-kapitalistische Gedankengänge durch, und er selbst hat damals in Sankt-Germeroy das in diesem Grunde die Erimerungen seiner Jugend ihm wieder lebendig geworden seien.

In die Außenpolitik ist er erst wieder des Krieges und vor allem, wie bekannt, nach ihm getreten. Dieser Teil seiner Kaufbahn war zugleich ein Teil der europäischen Geschichte. Dabei war er auf diesem Felde völlig fremd. Er konnte keine fremden Sprachen. Er kannte vom Auslande schlechterdings nichts. Da er auch kaum etwas las (man kennt darüber die bekannte Sbergs-Antitheze zwischen ihm und Delcarré), so verschwammen ihm die Dinge in der Außenpolitik doch sehr. Je länger er in ihr tätig war, um so mehr wurde ihm das Mangel heroisiert. Er kannte die Kräfte im einzelnen nicht, vor allem, wenn sie nach der Wirtschaft und den Finanzen hinüberzögen. Die Reparationsfrage lag ihm gar nicht. So war schon dadurch doch seine Wirksamkeit gekemmt. Gleichwohl war sein Instinkt in der Außenpolitik genau so scharf und sicher, wie in der Innenpolitik. Gleich kam ihm jener Charme da ebenso zu Hilfe, wie seine Überzeugung, seine wirklich echte Überzeugung, die ihm so oft und immer wieder die Wirkung sicherte.

Waren bestand diese Überzeugung von der Außenpolitik? Denn wie können bei ihm nicht von einer wirklichen Konzeption in ihr sprechen. Dazu waren seine Kräfte zu allgemein, befand sein Programm zu sehr aus Allgemeinheiten, wie auch sein Ziel Allgemeinheiten: Frieden und Verständigung! Oft genug wurde man gefragt, wenn man von Briand und seinen Reden sprach, ob dieser Mann im Verhältnis zu Deutschland „ehrlich“ sei. Ich habe diese Frage stets bejaht! Der Widerspruch, der sich dagegen erbob, bewies nur, daß man Briand als den französischen Politiker nicht verstanden hatte. Briand war ehrlich, zunächst ehrlich in der Überzeugung, daß die Welt Frieden halten und bewahren müsse. Mit Recht sprach man geradezu von einer Friedenspolitik, die ihn besessite — ein Wort, das sehr gut sein geistiges Wesen hierin bezeichnet. Darum fand er hier Töne einer großartigen, tiefgehenden und echten Verbarmtheit, die freilich an Kraft und Wirkung verlor, je weniger sie die konkreten Einzelheiten erfasste und je weniger sie Erfolge erzielte. Ehrlich aber war er und mußte er vor allem darum sein, weil er so selbstverständlich französisch war. Nichts verkannte sein Wesen so ungläublich, wie die Angriffe in Frankreich von der Rechten her gegen ihn, daß er die französischen Interessen vernachlässige zugunsten menschlicher gesamt-europäischer Ideale. Gegen sein Land vor allem ist er am allererhlichsten gewesen. Denn der Ausgangspunkt für seine Friedenspolitik, seine europäische Politik, seine Verständigungs- und Freundschaftspolitik war nicht die Position, die Frankreich unter überweltlichen Mächten und überwiegender Unterstützung der Verbündeten sich in Europa errungen hatte und die der Versailles Vertrag in Formem gegeben hatte. Er hat ehrlich geglaubt, daß man eine dauernde Friedensordnung in Europa schaffen und erhalten könne und dabei den Vertrag von Versailles unberührt lassen könne.

Den darin liegenden Widerspruch hat er jahrelang glänzend verhallen können, und zwar nicht in fälschlich, in einer Politik, die den anderen „einmündelt“, übers Ohr hauen wollte. Wie großartig sind doch gewöhnlich derartige Tagesurteile, die man fortwährend weiter sprach! Viel verwickelter lagen die Dinge und doch wiederum viel einfacher, wenn man das Wesen des französischen Staatsmannes im Verhältnis zu Deutschland von Haus aus richtig erfaßt hatte, und wenn man weiter die französischen politischen Strömungen genau gekannt, um zu wissen, mit welchen Selbstverständlichkeiten der schwebend Frankreich völlig vorstehende Außenminister dabei zu kämpfen hatte. Es wird interessant sein, in den Streifenmännchen Aufzeichnungen, die jetzt auf dem Markt kommen, im einzelnen zu verfolgen, ob und wie Stresemann selbst allmählich das Wesen seines Gegenspielers klar wurde und auch ihm nichts anderes übrigblieb als die Einsicht, daß mit Briand zu einem wirklichen Ziele nicht zu kommen war. — In diesem Widerspruch zerbrach das politische Leben Briands: eine Friedensordnung in Europa mit Hinsage und Überzeugung aufzurichten zu wollen, und das auf der unüberwindlichen Grundlage des Versailles Vertrags. Da drang er nun eben auch zu wenig in das Wesen der Gegenpartei ein. Da glaubte er zu viel mit der berühmten Atmosphäre, mit Verständigungsbereitschaft, Vertrauen, gutem Willen u. dgl. machen zu können, alle Elemente der Politik, die notwendig sind, aber nur notwendige Begleitumstände sein können.

So erklärt sich, daß er von Jahr zu Jahr mehr an Boden verlor, daß er im, wo man ihn angriff als den, der angeblich französischen Interessen preisgab, und draußen, wo man immer mehr sah, daß der Verständigungsbereitschaft und den Worten darüber die praktischen Ergebnisse im gar nicht folgten. Darum glauben wir auch nicht, daß, selbst wenn die nächsten Wahlen ihn wieder an die Spitze der Regierung setzten, eine neue Ära seiner Tätigkeit und Politik begonnen hätte. Der Geist war für ihn noch zu stark.

Auch im äußerem im ganzen Stil der politischen Behandlung rücken schon anders geartete ihm nach. Herholt ist anders, erst recht Kanal, noch viel mehr vor allem der Typ gewissermaßen der „neuen Sachlichkeit“, Cardui. Aber die Feststellung, daß Briand heute schon der Geschichte angehört, kaum nachdem er gestorben ist, entkräftet doch nicht, daß er zum Staatsmann ersten Ranges geworden war, ein Virtuoso der Menschenbehandlung, der Behandlung der öffentlichen Meinung und des Parlaments, ein Taktiker großen Stils. Und mehr als das. Man braucht nur die Staatsmänner der dritten Republik vom alten Adolphe Chiers an bis zu Carduien sich vorübergehen zu lassen, um seinen feinen, aber weichen Geist, daß mit Briand ein Staatsmann großen Formats dahingegangen ist, ein Politiker dazu, der es verstand, noch in vorgeschrittenen Jahren in ein ihm fremdes Gebiet der Politik zu hineinzuwachsen, daß er jahrelang unbefriedigt der Außenminister Frankreichs gewesen ist. Dazu gehören Gaben des Geistes und des Charakters, die den Staatsmann großen Formats machen.

Ehrlich und überzeit hat er so in den Nachkriegsjahren einer Friedenspolitik geübt, wie er sie verstand. Zeitweise schien es, als könne darauf eine wirkliche Verständigung aufgebaut werden (Böhmann, de Locarno). Dann ging es immer schneller bergab, weil das viel Widerspruch in seiner Auffassung nicht zu lösen war. Seine Panuropa-Konzeption war vorwiegend zur Wirkungslosigkeit verurteilt, weil sie ganz ausschließlich dem französischen Interesse aus gesehen war. Klar war ihm, daß, wenn Deutschland und Frankreich sich verständigen könnten, für Frankreich die Beziehungen zu England und zu Amerika, die ihm überaus nicht recht lagen, in die zweite Reihe rücken könnten. Wie wenig er da sicher war, bewies die Verhandlung in der ersten Hälfte 1928 um den Vertrag mit den Dreizehnten Staaten, in denen der wirklich nicht außenpolitisch sehr erfahrene Kellogg ihm das Konzept überdachte. Es befragt gar nichts, wenn heute die Franzosen daraus befehlen, den Kelloggvertrag als den Briand-Kellogg-Vertrag zu bezeichnen: Die Absicht Briands war dabei gescheitert. Und so blieb und bleibt das Wesentliche, daß er zwar die Notwendigkeit der deutsch-französischen Verständigung vollkommen begriffen hatte, mehr als irgendeiner seiner Konkurrenten, daß ihm aber fremd blieb, wie eine solche Verständigung allein erzielt werden kann. Er hat von der „legalität absolue“ Deutschlands im Dölkbund gesprochen. Aber er hat nicht anerkannt, daß diese „legalität“ noch nicht erreicht ist.

So mußte seine Politik und sein politisches Leben ausgehen wie sie ausgingen. Sein Vaterland, Europa, die Welt und auch Deutschland haben, was groß, auch menschlich groß in ihm war, bei seinem Tode wahrlich am meisten erkannt und das war so nobelhaft, aber überall möglich, als die Zeit Frédéric Briands schon abgeschlossen war, bevor er so unerwartet die Augen schloß. Für jeden, der mit ihm je in Verbindung gekommen ist, bleibt das eine bedeutsame Erinnerung. Der Geschichte Frankreichs aber gehört er für immer als einer der ersten Staatsmänner in der dritten Republik an!

Schweizerisches Deflationsprogramm nach deutschem Muster

Wie alle Länder der Welt, so hat auch die Schweiz mit einer wachsenden Arbeitslosigkeit und zunehmender Schwächung der wirtschaftlichen Tätigkeit zu kämpfen. Dabei ist natürlich dem Grade nach die schweizerische Wirtschaftskrise ganz erheblich geringer als die deutsche, sind doch 3. B. die Banknoten der Schweizerischen Nationalbank noch mit 97 v. H. durch Gold- und Goldbesitz gedeckt. Trotzdem machen sich dort die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise so stark fühlbar, daß die Bundesregierung auf Abhilfe sinnen muß. Anfang März hat eine mehrtagige Beratung in Bern stattgefunden, um Mittel und Wege zur Bekämpfung der Krise, zur Eindämmung der Arbeitslosigkeit zu suchen. Das Ergebnis dieser Beratung ist in einer großen Kundgebung zur Wirtschaftslage in der Presse veröffentlicht worden. Es sieht in seinen Grundzügen folgendermaßen aus:

1. Mit Mitteln der Zoll- und Einfuhrpolitik soll der Inlandsproduktion ein mäßiger und vernünftiger Schutz gewährt werden, ohne auf die Förderung der Ausfuhr zu verzichten.

2. Die Schweiz muß sich dem im Auslande herrschenden Preisstand anpassen. Dazu ist eine weitgehende Preislenkung notwendig. Der Bundesrat wird durch sein zuständiges Departement mit den Organisationen der Produzenten und des Handels in Verbindung treten und sie auf die Notwendigkeit eines Entgegenkommens aufmerksam machen. Er behält sich auch vor, sei es durch den Ausbau der bestehenden Preisabstimmungskommission, sei es durch Schöpfung besonderer Kommissionen, in Verbindung mit den kantonalen Behörden, zu einer Kontrolle der Preise zu schreiten. Ganz besonders unumgänglich ist hier die Senkung der Mieten. Auch hier wird eine Kontrolle in Aussicht genommen. In der gleichen Linie liegt die Forderung auf Herabsetzung der Hypothekenzinsen, damit neben der Mietsenkung auch eine Entlastigung der Landwirtschaft möglich wird.

3. Auch ein Lohn- und Gehaltsabbau erscheint unermehlich, wenngleich die Regierung hier, von sich aus verfassungsrechtlichen Gründen, nicht in die Privatwirtschaft eingreifen kann. Dagegen ist das Finanzdepartement beauftragt zu prüfen, inwieweit ab 1933 die Löhne und Gehälter des Staatspersonals an die veränderten Verhältnisse angepaßt werden können.

4. Die öffentliche Wirtschaft muß sich auf der ganzen Linie einfacher einrichten und die Ausgaben kürzen. Der Bundesrat hat daher seine Departements angewiesen, schnellstens ein Programm der Ersparnismaßnahmen und Vereinfachungen vorzulegen.

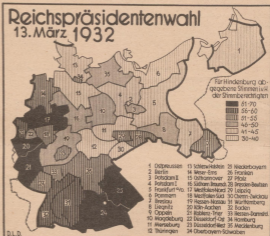
Das Manifest des Bundesrates schließt mit den Worten:

„Das Schweizervolk wird voranschichtlich die Kosten der Lebenshaltung, an die es bis jetzt gewöhnt war, nicht mehr dauernd aufbringen und genötigt sein, sich einer größeren Einfachheit zuzuwenden.“

Dieses Schweizerische Programm stellt also eine genaue Kopie der deutschen Notverordnung dar, die man selbstverständlich ihrem Wertlaut und ihren Auswirkungen nach in Bern kennt. Man hat aber nichts Besseres und Wirkameres finden können. Die beste Rechtfertigung für die Wirtschaftspolitik des Kabinetts Dringling! Wenn das Programm sich in der Hauptsache auf einen Appell an die freie Entscheidung der Wirtschaft zu den notwendigen Reformen beschränkt, so liegt das einmal daran, daß der Bundesrat nicht die verfassungsrechtlichen Möglichkeiten zu unmittelbarem Eingriff hat, und weiter daran, daß man es sich dort angeheißt der besseren Wirtschaftslage leisten kann, den Erfolg dieses Aufrufes der privaten Initiative abzuwarten. Sollte ihm nicht oder nicht mit genügender

Schnelligkeit gefolgt werden, so kann nicht daran gewußt werden, daß sich die Bundesregierung die erforderlichen Vollmachten zur Durchführung ihrer Richtlinien verschaffen wird.

Bemerkenswert an diesem Sanierungsprogramm ist das Fehlen jeder Anbeutung währungstechnischer oder kreditpolitischer Maßnahmen, um dem Problem von der Geldseite beizukommen. Auch in der Schweiz denkt man also nicht an eine Abwertung des Geldes, obwohl man für ein solches Experiment gelidliche und psychologische Referenzen hätte, die Deutschland vollkommen fehlen. ugn.



Das Amt des Reichspräsidenten.

Der Herr über die Rechte und Pflichten des obersten Beamten der Deutschen Republik ausreichend und sachlich unterrichten will, greife nach der Kitzlich im Verlag Paul Hartung in Hamburg erschienenen Schrift: „Der Deutsche Reichspräsident, Amt und Aufgabe“. Sie ist etwa 30 Seiten stark, nur recht handlichem Format und bringt in leicht verständlicher Darstellung alles Notwendige über die Art der Wahl, Vereidigung, Amtszeit, Verhältnis zur Reichsregierung und zum Reichstag, die Hoheitsrechte des Reichspräsidenten auf dem Gebiete der Politik, des Fernwesens, des Begründungsrechtes und schließlich über seine Verantwortlichkeit. Besonders Interesse dürfte gegenwärtig das Kapitel über den Artikel 48 der Reichsverfassung und das Notverordnungrecht finden. Ein allklarer Gedanke war es, Dergleiche zu ziehen zwischen der verfassungsrechtlichen Stellung des Deutschen Reichspräsidenten und der des Obersten Beamten in anderen Demokratien, so in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in der Schweiz, in Frankreich und in Österreich. Da sich die Schrift nicht darauf beschränkt, nur die einschlägigen Verfassungsartikel zu verdeutlichen, sondern als Quelle auch die politische Praxis, also das aktuelle Erlebnis, heranzieht, wird dieses haarscharfgelehrte „Brevier“ so lebendig und anschaulich und ergibt obendrein die Wirkung, daß sich die bargebotene Belehrung ohne weiteres dem Gedächtnis des Lesers festsetzen ergibt. pl.

Klassische Badereise / Von Camill Hoffmann

Beim Baden sei die erste Pflicht,
Daß man sich nicht den Kopf zerbricht,
Und daß man höchstens nur lübbet,
Wie man das lustige Leben führt.

Goethe.

Diese Verse klingen leichtsinnig. Da aber der Gang von Goethes Naturforscherei auf ihnen ruht, so wollen wir die Lebensweisheit an ihnen bewundern. Goethes Leichtsinzigkeit ist ja wirklich etwas anderes als das, was man bei gewöhnlichen Sterblichen darunter zu verstehen pflegt. Oberflächliche Lebensbetrachtung ist es gewiß nicht. Niemals verliert der Dichter das Bewußtsein, mit der Totalität dieses Daseins, dieser Welt beständig verbunden zu sein. Die Tiefe dieses Bewußtseins macht ihn groß. Wenn er aber gleichsam sein Dasein vernachlässigt, es geradezu auf den stillstehenden Bewußtsein der Stunde hinruht, das ewig-problematische alle Dinge abschließend „er sich fernhalten trachtet wie die alltäglichen Sorgen, vor denen ja auch das Genie nicht geschützt werden kann, so ist es, als erfüllte er ein Gesetz der Selbsterlöschung. Er ist der wunderbare Mensch mit starken Instinkten. Er handelt so, daß es ihm gut

bestimmt. Das Geheimnis der später so olympisch wirkenden Harmonie Goethes mag in Schutzflößen der Seele und des Leibes gelegen haben, die ihm selbst aus noch so großen Krisen retteten. Sie helfen ihm, die Dimension des Geistes zu heymischen und immer wieder den Ausgleich des Gemüts zu finden. Wenn der Berg ihm vorstreicht, Nierensteinsmergen mit Karlsbader Kuren zu heilen, Wetteranfänge in heißen Bädern, so braucht er ihm keine weiteren Verhaltensmaßregeln zu geben, um den Erfolg zu fördern. Goethes infinitive Lebensweisheit distilliert alles übrige. Er spant aus. Er ist sozusagen das Muster eines Kurgastes. Er nimmt die Kur ernst, da er aber weiß und fühlt, daß sie ihm am besten anschlägt, wenn er heiter gelant bleibt, so sucht er Fortreibung, angenehme Unterhaltung. Kurzweil. Er feuert, „wie man das lustige Leben führt.“

Man kann es jetzt in Johannes Lyrbills hübschem Buch „Goethe in 366 Tagen“ nachlesen, wie Goethe sich Jahr um Jahr, so oft er die bädnerischen Bäder aufsuchte, in den weltmännischen

* Verlag Dr. Hans Epplein in Wien u. Leipzig.



Marienbader Badgesellschaft in „Teplitz“ (Zeichnung von Goethe 1. 7. 1807)

Kavalleri verwandelt, wöchentlich, monatlang. Er tat eigentlich das, was viele lebensbegierige Menschen auch tun, wenn sie ihren gepöbelten Pflichtkreis verlassen und etwa auf eine Sommerreise gehen: sie hielten sich physisch im Werden freier, jünger, liebenswürdiger, aufgeschlossener. Eine Erweichung, die nicht der Banalität entgeht. Goethe ist darin eben nur menschlich. Aber er ist nicht banal, weil er Goethe ist, weil er allem, was er tut und was er unterläßt, ein Stück seiner Größe, seiner Vollendung, seiner Bedeutung gibt.

Goethe ist nicht weniger als siebzehntal nach Böhmen gereist, um erriemal mit 37 Jahren, zum sechstenmal mit 75, und zum jüngerenrechnet hat er dreizehnmal Jahre seines Lebens in dem Lande verbracht, dessen warme Quellen ihm Genesung schenkten. Karlsbad, aber auch Franzensbad, Marienbad und dann Teplitz haben ihn oft als Kurort. Sie waren schon damals berühmte Kurorte, in der guten Jahreszeit abwechselnd von internationaler, sogenannter besser Gesellschaft. Kieß man legteils Buch, das diese Badesorten im Zusammenhang darstellt, so gewinnt man vor allem den Eindruck, daß Goethe seine Kuren von der galanten Seite her betrieß. Gleich beim ersten Aufenthalt in Karlsbad (1785), währenddessen er dort den „thüringischen Museskopf“ antraf, nämlich die Herzogin Louise von Weimar, die Frau von Stein, das Ehepaar Herder, spielte in seinen Notizen und Zeichnungen Beträge von ein und zwei Gulden für Musik, Blumenmädchen, Tanz und ähnliches eine große Rolle. Ein Jahr darauf ließ Goethe von Karlsbad aus nach Italien. Dann kommt er erst neun Jahre später wieder, schon als Dichter der „Iphigenie“, des „Faust“, bezeichnend auch um Schillers Freundschaft, aber hier wird er abermals ein Abgott der Bälle, Konzerte, Akademie, eifrig im „Rügelchen werfen“, knüpft „einen kleinen Roman aus dem Stegreif“ mit der wichtigen Berlinerin Frau von Eybenberg an, einer Freundin Rahel Levinsohns, unterhält sich gern mit der kritischen Friederike Beum. Er aliert, die Napoleon-Jahre ziehen über Europa, Goethe erscheint in Intervallen immer wieder als Kurgast in Böhmen, immer wieder ist er selbstverständlicher Mittelpunkt der adligen und schöngeistigen Gesellschaften, in seinen Tagebüchern und Briefen tauchen die Namen schöner Frauen auf, deren keine seinem Bild entspricht. In dem Sommer 1808 fällt seine Neigung zu Sibilla, der Götterin des sächsisch-altenburgischen Ministers von Gleisler; er folgt ihr von Karlsbad nach Franzensbad, „wie haben wir zusammen spaziert und sind immer bei unseiner Partien gut davon gekommen, ob es gleich alle Tage regnete“. Zugleich bemerkt sie der Weimann täglich unter einigen Wiener Damen. 1809 kommt Kaiserin Maria Theresia nach Karlsbad, schön und kräftlich; Goethe rückt mehrere

Gedichte an sie, die Kaiserin beschenkt ihn mit einer kostbaren Dose, er gehört fortan zu ihrem Sommergolge. In Teplitz, wo er 1810 weilte, lernt er Julius von Sigmund kennen und notiert am selben Tag: „Julius sehr artig.“ Bettina Brentanos ist da, trotz ihrer fünfzigjährigen Jahre „Bettina das Kind“, wozu sie Christianes, der Gattin Goethes, Eifersucht. Das Jahr darauf ist in Österreich Inflationsjahr, das Leben list loder, die Genußsucht ficht. In Gesellschaft von gelehrigen Freunden und Freundinnen überlag ich mich einer tagzuehrenden Zerkleinerung.“ So geht es weiter in stottem Tempo, die grauen Haare stehen im Widerspruch zum stets leicht entflammten Herzen — bis aus den kurzweiligen Spielen plöthlich die Tragödie bricht, die große Leidenschaft zu Ulrich von Krechow. Aber den Geisr tot der Sturm der Leidenschaft dahin, der 24jährige Goethe beherrscht mit einemmal nicht die Dämonen in seinem Innern, der unvergleichliche Dichter kommt außer Rand und Band. Der Sturm zieht auf, und es ist, als würde das gestillte, heitere Leben all der vielen Sommer, die glänzenden Gesellschaften, adeligen Herren und reizenden Damen, die Ausflüge mit Dickrads, die geselligen Konversationen in abendlichen Salons, als würde die Bilder, Lichter und Erinnerungen in dem Gewitter der Gefühle zusammenbrechen. Der Sturm zieht wieder ab: die unerblickliche Marienbader „Elegie“, eines der großartigen Gedichte, ist sein Denkmal.

Selbstverständlich ist es nicht so, als verliesen all die Badesommer Goethes in eitel Lust und Weichheit, wie die zitternden Verse glauben lassen. Goethes Aufenthalt in Böhmen vertiefte seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse, er beschäftigte sich besonders viel mit Geologie, er schloß gelehrte Bekanntschaften, er war zu berüchtigt, als daß nicht Dichter und forscher des Landes, Deutsche und Tschechen, seinen Derscher gesucht hätten, er erwidert freunde süres Leben, mit denen er von Weimar aus Briefe tauscht, kurzum, das Leben rundet sich ihm in der ganzen fülle auch hier, wie wir es auf diesem einsigartigen Leben bewundernd und staunend zu beobachten gemocht sind. All dies gebürte — zu seiner Kur, zu den Bedürfnissen seiner Gesundheit, zu den Regeln seines Wohlbehindens. Und hier rührt man an das unersfndlerbare Geheimnis des dichtersischen Schönges: Böhmen dem Dichter so so wofie versand, ein Leben der heilenden fröhlichkeit und Gesellschaft zu führen und sich teilweise von allen zweifelhaften, verbindlichen und fündenden Fragen abzuführen, die die Kurwirkung hätten beeinträchtigen können, schuf er gleichzeitig Dichtung um Dichtung, „Wilhelm Meister“, „Die Wahlverwandtschaften“, die „Novelle“, Teile des „Faust“, Schatz um Schatz, aus denen unsagbare Einseitigkeit und Versippenheit reden.



„Der Hirschenbrunn“ bei Karlsbad (Zeichnung von Goethe 29. 5. 1807)

Wir liefern an jebermann

Tuche
Herren-Stoffe ab Damen-Stoffe
Verlage 80
Fabrik
Lehmann & Assmy.
Alteutes Tuchverandhaus mit eigener Fabrikation
Sprengweg 11, 43

150 Briefmarken gratis!

aus Anland und unverbindliche Auswahlendung
P. Lahn, Bin-Stieg 1,
Kielor Straße 5

Eisen-Betten
Kleiderst., Stahlm., Polster
Schlafm., Chaiselong, in jeder Eisenmöbelabrik Suhl (Th)

Dekorative Raumkunst

Wohn- und Geschäftsräume
Spez.: Treppenture, Fassaden
Gediegene Wertarbeit,
aber **nichtbilliges Preis!**
Auch Zahlungsvereicherung.

Malerei Werkstätten Woldt
Neukölin, Hermannstraße 16
Anruf: F 2, Neukölin, 2295.

Eiserbetten
Nur Beamten u. Festbesoldeten
liefern wir seit 1884 dreifl. ausserer Fabrik
Unterbetten, Plumeaus
Kissen, Federn u. Daunon

Streng vertraulich ohne Anzeigung geben
6 Monate Zeit und monatliche Raten
Erste Rate 1 Monat nach Lieferung
Jedes Bett wird nach getroffener Wahl für
jeden Kunden besonders angefertigt
Minderwertige Ware führen wir nicht
Auch Sie werden bestimme unter Kunde
Verlangen Sie Passanten Muster- und Preisliste
Gebr. Passmann A-G
Größtes Spezialgeschäft Deutschlands
Musterlager Köln Trierer-Str. 13

Lt. amtli.
notarieller
Bestätigung:
1. über 400000 Kunden
2. mehr als 10000 Orden
3. über 100000 Kunden
haben zum 2. Mal
auf nachbest.

BITTE
nehmen Sie bei Ihren
Anfragen und Bestel-
lungen Bezug auf den
„Heimatdienst“

ÖLGEMALDE

namhafter Maler, konkurrenzlos billig von Mk. 28,— an, 8 Tage zur Ansicht Über 1000 zufriedene Kunden. Für Mitglieder 10% od. Zahlungsverlichterung ohne Preisaufschlag bis 12 Monate. Besichtigen Sie unverbindlich unsere Ausstellung oder verlangen Sie photographische Abbildungen Nr. 110. Versand nach allen Plätzen Deutschlands.

„Der Kunstkreis“ G. m. b. H.
Verkaufsstelle d. Deutschen Maler-Gilde e. V.
Berlin O25, Kurze Straße 17, hinter dem Lehrervereinshaus, Geschäftszeit 9—7, Tel. Kupfergr. 4048

Starke Thüringer Ritters
Pflanzennus
rückergesitt, 10 Pfl. Elmar
M. 3,20 ab hier. Nachnahme.
Viele tausende Nachbestell.
Obste Ritter, Pflanzennus-
fabrik, Schwaan, Thür. 124.



Neuaufgaben und Neuerschmelungen! Unentbehrlich für jeden politisch Tätigen

Dr. Wilh. Ziegler, Einführung in die Politik.

Mit 46 Kartenbeispielen. 2. Aufl. 1926. 316 Seiten
geb. RM 9,—; geh. RM 12,—

Wer ehrlich in die Politik mitreden und mitwirken will, muß diese lebendige und anschauliche Buch lesen und studiert haben.

Dr. Fritz Wertheimer • Von deutschen Parteien und Parteiführern im Ausland

1927. 2. erweiterte Auflage 1931, geb. RM 10,80, geh. RM 14,—
Darstellung des Deutschland in Politik und Parlamenten des Auslandes sowie der politisch-parlamentarischen Lage der Parteien.

Dr. Hugo Goethe • Die Deutschen in Übersee

Eine Skizze ihres Wertes, ihrer Verbreitung und kulturellen Arbeit 1926, 220 Seiten, 19 mehrfarbige Karten, geb. RM 12,—, geh. RM 16,—
Wertvolle Fingerzeige für eine nationale Arbeit im Auslandsdeutschtum

Oberregierungsrat Dr. Wilhelm Ziegler Geschichte der Nationalversammlung 1919

(Das Werk von Weimar) Erscheint demnächst. (Vorbestellpreis RM 12,—)

Weltpolitische Bücherei

vermittelt Kenntnisse und Erkenntnisse der Weltpolitik und der Weltwirtschaft. Anschaulich, wissenschaftlich, aktuell, billig!

Bis jetzt 25 Bände zum Preise von RM 1,00 bis RM 3,—
Verlangen Sie Sonderprospekte der „Weltpolitischen Bücherei“ oder den Verlagskatalog kostenlos.

Zentralverlag • G. m. b. H. • Berlin W 35
Potsdamer Straße 41

WIRTSCHAFTSBUND NICHT KLASSENORGANISATION

Von **Johannes Wolf, M. d. R.**
Preis broschiert RM 1,50, gebunden RM 2,50

Der berufsethische Gedanke ist im Vornarrsch. Niemand konnte ihn klarer herausarbeiten, als der Führer der berufsethischen Arbeiterbewegung. Die Wissenschaft erkennt bereits das Gesunde der Bewegung. Die Kirche erkennt die ethischen Grundlagen der Idee. Auch Gewerkschaften und Wirtschafterverbände können an der Bewegung nicht mehr vorbeigehen. Nationalökonomie, Staatswissenschaftler, Geistliche, Wirtschafts-, Partei- und Gewerkschaftsführer finden das beste Material über die Bewegung im vorliegenden Buche

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den Verlag

Reichslandarbeiterbund
Berlin SW 11, Dessauer Str. 26.

Der Winterschlaf der Kameras ist beendet!

Wir bieten **Gelegenheiten** zu herabgesetzten Preisen

Lieferung erfolgt bei Bestellungen von RM 20,— spesenfrei.

9x12 Kameras.

Nr.	mit	statt	nur
169	mit Cellonar 4.5 Pronto	M. 48,30	39,—
129	Wirgin mit Zermar 4.5 Pronto	„ 33,—	26,—
139	Zeiß-Ikon Maximar mit Tessar 6.3 i. Comp.	„ 95,—	73,—
117	Talbot-Leichtmetall m. Trioplan i. Comp. 4.5	„ 85,—	70,—
164	Wirgin 6.3 Vario	„ 39,50	26,—
142 A	Zeiß-Ikon Maximar Novar 4.5 i. Cpr.	„ 93,—	71,—
142	desgl.	„ 93,—	71,—
174	Wirgin 4.5 i. Vario	„ 58,50	39,—
148	Zeiß-Ikon 6.8 Trinastigmat Derval	„ 37,—	29,—
144B	Steinhell 4.5 Vario	„ 44,—	36,—
145A	Zeiß-Ikon Frontar f: 9	„ 32,—	18,—
163	Wirgin 6.3 Vario	„ 39,50	25,—
171	Wirgin 4.5 Ibsor	„ 66,50	48,—
121	Wirgin 4.5 Pronto	„ 40,—	32,—
120	Nagel 6.3 i. Pronto	„ 68,—	46,—
172	Wirgin 6.3 Vario	„ 39,50	25,—
185	Wirgin, Zermar 4.5 i. Pronto	„ 54,50	43,50
104	Agfa Standard 6.3	„ 70,—	55,—
166	Wirgin Xenar 4.5 i. Cpr.	„ 108,—	75,—
061	Agfa m. Solinear 4.5 (braun) Cpr.	„ 90,—	72,—
103	Agfa, Standart 4.5	„ 80,—	65,—
128	Wirgin 4.5 Vario	„ 42,—	33,—

Rollfilmkameras.

Nr.	Zeiß-Ikon „Ikonta“	statt	nur
190	Zeiß-Ikon „Ikonta“ Novar 6.3	M. 48,—	38,—
212	D. L. D. Spezial m. Trinar 6.3	„ 30,—	21,—
205	Foth m. Anastigmat 4.5 S.	„ 37,—	30,—

Nr.	Agfa m. Solinear 4.5 i. Cpr. dopp. Auszug	statt	nur
203	Dr. Nagel Springk. Anast. 6.3 i. Pronto	M. 48,—	36,—
268	Billy li. Igetar 7.7	„ 42,—	37,—
088 2	Kodak Pocket I	„ 55,—	42,—
187	do. „Junior“	„ 33,—	29,—
148	Enoldie m. Scharfeinsteller Tessar 4.5 Cpr. Vorlauf	„ 120,—	95,—
081	Foth 4.5 Anast. Pronto-Verschluss	„ 35,—	28,—
082	Dr. Nagel Anastigm. 4.5 Pronto	„ 45,—	36,—
079	Ernemann m. Alpha 1:11	„ 23,—	18,—
064	D. L. D. Spezial m. 4.5 i. Rulox	„ 44,—	38,—
210	Wirgin m. Steinhell Astinar 4.5 Cpr. Vorlauf	„ 85,—	72,—
078	Agfa Standard m. Trilinear 4.5 Cpr. Vorl. u. Scharfeinsteller	„ 107,—	92,—
180	Verax 6.3 Vario	„ 17,50	16,—
5	Kodak Vest-Pocket 4x6.5	„ 24,—	18,—

Verschiedene Apparate.

Nr.	Schlitzverschl. Kamera 6.5x9 cm. Xenar 4.5	statt	nur
024	Pathé-Apparat 9.5 mm m. Federw.	M. 150,—	120,—
028	Kinamo N 25 m. Tessar 3.5	„ 195,—	165,—
025	„ N 25 m. Dominar 4.5	„ 100,—	84,50
047	Mentor Klappf. Tessar 4.5 Cpr. Vorlauf	„ 240,—	200,—
013	Mentor 3/4 „Dreivier“ Tess. 3.5	„ 180,—	150,—
207	Rolleiflex 6.6 Tessar 4.5	„ 198,—	150,—
3	Box Tengor 6x9 Zeiß-Ikon	„ 16,—	11,—

Wer fotografiert, hat mehr vom Leben.

Günstige Gelegenheitskäufe für jedermann. — Prospekte kostenlos.

Deutscher Lichtbild-Dienst G.m.b.H., Berlin W 35, Potsdamer Str. 41